

Fritz Schümacher · Rundblicke

Fritz Schümacher
Rundblicke

Dieser Scan eines Buches

von **Fritz Schumacher**

wurde im Juli 2018

– mehr als 70 Jahre nach dem Tod von Fritz Schumacher –

(Fritz Schumacher;

Geboren: 4. November 1869, Bremen;

Gestorben: 5. November 1947, Hamburg)

angefertigt von **Jörg Beleites**, Hamburg,
Mitglied der Fritz-Schumacher-Gesellschaft.

Fritz-Schumacher-Gesellschaft e.V.

Vereinigung zur Förderung der Baukultur

c/o Fritz-Schumacher-Institut

<http://fritzschumacher.de/gesellschaft/>

Das Original dieses Buches ist Bestandteil
der **Bibliothek des Fritz-Schumacher-Instituts**
und kann dort eingesehen werden.

Schumacher, Fritz

Rundblicke: Ein Buch Von Reisen Und Erfahrungen.

Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst, 1936.

Signatur: 9.017

Seit 2013 (*und zur Zeit immer noch*)

befindet sich das ***Fritz-Schumacher-Institut***

in den ehemaligen Räumen der HafenCity Universität Hamburg,

Hebebrandstraße 1, Haus B, Raum 12.

<http://fritzschumacher.de/institut/institut/>

Der Scan ist mit OCR-Texterkennung nur teilweise bearbeitet und anschließend optimiert worden.

Wegen der Fraktur-Schrift ist eine Volltextsuche hier leider nicht möglich. (nur bezgl. der
Seitenzahlen)

Hamburg, 23.7.2018 Jörg Beleites

Nachfragen über joerg.beleites@gmx.net

Vergl. auch www.joerg-beleites.de

aus organisatorischen Gründen ist der
Scan dieses Buches in zwei Teile
zerlegt worden:
Dieses ist der **1. Teil** bis Buchseite 100

Fritz Schumacher / Rundblicke

9.017

1. Expl.

an Hand abgeben
vom 1. 1. 2016
2016

Schumacher,
Fritz

Rundblicke; Ein Buch von
Reisen und Erfahrungen

Deutsche Verlagsanstalt
Stuttgart Berlin,
Stuttgart, 1936

Fritz-Schumacher-Institut

Bibliothek

Datum:

26.6.04

Signatur:

~~9.017~~
9.017

1. Expl.
=
mit
Schumacher
- Unterschrift
signiert

9.017

1.
Expl.

Schumacher,
Fritz

Rundblicke; Ein Buch von Reisen
und Erfahrungen

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart
Berlin, Stuttgart, 1936

Theodor Fischer
in alter Verbindung

Prof. Schimmler
Hamburg. Nov. 36.

Fritz Schumacher

Kundblicke

Ein Buch von Reisen und Erfahrungen



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart und Berlin

Inhalt

Einführung	7
I. Aus der Vorkriegszeit	
Eine Fahrt ins Nordland	11
Eine Studienreise nach England	37
Reisen in Frankreich	59
Eine Reise zum „Heiligen Berg“ von Orta	86
II. Aus der Kriegszeit	
Eine Fahrt durch Belgien im Herbst 1915	103
Eine Fahrt nach Rumänien im Frühjahr 1918.	115
III. Aus der Nachkriegszeit	
Reise zu zwei internationalen Architektenkongressen. .	147
Studienreise in Holland	162
Eine Vortragsreise nach Danzig	180
Eine Fahrt ins Weserbergland	191
Ein Besuch in Weimar	200
Fahrt zum Preisgericht für das „Deutsche Museum“	209
Reisen im unterelbischen Landesplanungsgebiet	215
Im Flugzeug zwischen Elbe und Trave	233
Reise durch Hamburger Kunststätten	241

Einführung

Reisen können für den Schaffenden sehr verschiedene Bedeutung haben. In den Jahren des Werdens sind sie ein Mittel der Erziehung, das, wenn es richtig wirkt, den wissensdurstig Streifenden durch alle Weiten hindurch wieder zurückführt in den klarbegrenzten Kreis seines heimischen Lebens. Erst wenn er dessen Wesen und Kraft aus der Ferne voll begriffen hat, kann er sich ihm mit offenem Blick unbeengt und ganz ergeben.

Von solchen Reisen des Werdenden habe ich in anderem Zusammenhang einiges berichtet.

Die Reisen, von denen in diesem Buche die Rede ist, sind Ausflüge, die ein Mann mitten aus anspruchsvoller Arbeit heraus unternommen hat — die haben eine andere Bedeutung. Aber auch diese Bedeutung kann sehr verschieden sein. Bald kann es sich handeln um einfache Entspannung, zum Beispiel wenn man nach Spitzbergen fährt — bald um eine andere Form der beruflichen Arbeit, zum Beispiel wenn man im Dienst der Landesplanung herumreist. Am fruchtbarsten aber sind solche Reisen, wenn sie zwar auch zu Eindrücken und Überlegungen führen, die in die Fragen hereingreifen, für die man lebt, aber nicht aus dem Gesichtswinkel heraus, der die eigene Arbeit beherrscht, sondern aus einer neuen Perspektive, die den Blick weitet. Das sind die Reisen wie etwa Lichtwardt sie in seinen „Reisebriefen“ festgehalten hat, in denen man einfach miterlebt, was ihn in fremder Stadt beschäftigte. Die Art des Reisens ist dabei vielleicht wichtiger als die Ergebnisse.

Denn alle nachfolgenden Berichte sind nicht „Reisebilder“ im Sinne jener spannenden Bücher, durch die man in neuartige, unbekannte Welten eingeführt wird, sondern viel bescheidenere kleine Ausschnitte aus dem Betrieb einer geistigen Werkstatt.

Derjenige, der des Verfassers „Stufen des Lebens“ kennt, wird diese Reisen leicht als Zwischenstufen in dem dort geschilderten Entwicklungsgang einordnen; die meisten ergänzen gerade den Teil der Lebensschilderung, der nur summarisch hat vorgeführt werden können. Aber darin liegt nicht die eigentliche Absicht dieses Buches. Sie liegt in ihm selber. So absichtslos die Reisen, von denen in ihm die Rede ist, sich auch im Laufe des Geschehens aneinandergereiht haben, sie spiegeln doch unwillkürlich ein Stück der großen Wandlung, die sich im Lauf eines Vierteljahrhunderts in der Welt vollzogen hat.

Die sorglosen Reisen der Vorkriegszeit lassen den Streifenden ganz anders in die Welt blicken, wie die problemreichen Reisen, die nach dem Kriege in die Ferne und in die Nähe führen. Dazwischen liegen die ganz gebundenen Fahrten, die während des Krieges einen bescheidenen Blick nach Westen und nach Osten vermittelten. Es ist ein Wandel der Zeiten, der im Wandel des Reisens sein Widerspiel findet.

Die Rundblicke, die zuerst bis an die Grenzen des ewigen Eises gingen, enden schließlich in den Grenzen der eigenen Stadt. Aber was sie innerlich umspannen, wird nicht kleiner mit dem Radius der äußeren Sicht.

Die Reisen sind zum großen Teil zur Zeit, wo sie stattfanden, so niedergeschrieben, wie sie im nachfolgenden gebracht werden, im anderen Fall liegen ihnen Notizen zugrunde, die während ihres Verlaufes entstanden.

Hamburg, im Sommer 1936

Fritz Schumacher

I.

Aus der Vorkriegszeit

Eine Fahrt ins Nordland

Als mein Bruder und ich im Hamburger Hafen den Dampfer ausfindig gemacht hatten, der uns in die nordische Eismwelt bringen sollte, wollten wir zuerst kaum glauben, daß dieses kleine Fahrzeug sich an solche Fahrt herantraute. Aber es war richtig: es war der norwegische Dampfer „Kong Harald“, und bald bemerkte man auch, daß bereits ein ganzer Ameisenhaufen von Passagieren in und auf ihm herumwimmelte.

Als das Schiff sich aus dem gefährlichen Maßstab des Hamburger Hafens losgelöst hatte und nun selbstbewußt unter der üblichen Festmusik die Elbe herunterschwamm, bekam man schon etwas mehr Vertrauen zu seinen Kräften, zumal es nun seine Eigenschaft als richtige internationale Arche Noah deutlich zu entpuppen begann: es hatte verstanden, Menschenexemplare aus allen Teilen der Welt in seinem Schoß zu bergen. Da war ein italienisches Grafenpaar, und daneben standen Franzosen aus der Provinz, hier unterhielt sich ein englischer Reverend mit einer Dame aus Bukarest, eine vornehme Wiener Familie saß neben zweifelhaften Amerikanern. Vor allem aber hatte unser liebes Vaterland eine reiche Sammlung mannigfaltiger Typen beige-steuert. Die behäbige Gestalt eines trefflichen Ministerialdirektors vertrat neben einem langen, dünnen Priester die Gegensätze Süddeutschlands; die Farben aber, die Berlin eigen sind, schillerten in einem schnodderig-geistreichen Journalisten und einem pensionierten Militär. Nun aber erst die vereinzelt weiblichen Exemplare! Da war auch jede Schattierung verkörpert, von der rührend ernsthaften Lehrerin bis zur unternehmungslustigen Witwe, von der eleganten Weltbame bis zu jenem vorweltlichen Reiserwesen, das, nur bewaffnet mit einem Nachtsack und einem alten Strohhut, eine Art geschlechtslosen Vagabunden-

daseins zu führen scheint, und das, glaube ich, nur in Deutschland gedeihen kann.

Diese kleinen Dampfer haben ein prachtvolles Mittel, um eine solche bunte Gesellschaft zu einer Gemeinschaft zu bringen; sie fangen schon vor Helgoland an, ganz ungeheuerlich zu schaukeln. Und so kommt es, daß, wenn man am ersten Morgen nach windiger Nacht in das friedliche, bergumsäumte Gewässer des Hardangerfjord einläuft, man es nicht nur mit einer höchst dankbaren Gesellschaft zu tun hat, sondern auch mit Menschen, die in der verschiedensten Weise aneinandergedrückt sind und sich in den schwierigsten Situationen ungewollt beobachtet haben. Nichts führt die Herzen schneller zueinander, als gemeinsam getragenes Leid: die Menschen werden geneigt zu jeder Form der Verbrüderung, und da mein Bruder und ich im Hinblick auf die kommenden Wochen das Untergehen der Selbstbestimmung in diesem Gesellschaftshausen ganz besonders fürchteten, begannen wir von Anfang an zielbewußt eine Politik zu üben, die wir mit dem Stichwort des „höflichen Stachelschweins“ bezeichneten. Niemandem gelang es, uns mit Beschlag zu belegen, aber jede Gelegenheit wurde benutzt, sich trotzdem höflich zu erweisen. Das ist eine sehr empfehlenswerte Taktik, solange man selbst seine Menschenauswahl noch nicht getroffen hat.

So entrollte sich denn nun in langsam dahingleitendem Panorama die ganze Pracht steil ins Wasser fallender grüner Berge, die ich aus unwahrscheinlich wirkenden Bildern seit meiner Kindheit so gut kannte, denn die Maler Normann und Desterley spielen eine große Rolle im Bremer Wohnzimmer. Und es war wirklich alles richtig, was sie versprochen hatten, nur noch gesteigert, denn die meisten Fjorde haben eine Eigentümlichkeit, die sich nicht malen läßt: da gibt es plötzliche Knick- oder Looze, wo man meint, die Herrlichkeit wäre nun zu Ende, und überraschend tut eine neue Kulissenfolge an einem neuen Wasserarm ihre Wunder auf. Man genießt das staunend, aber es ist merkwürdig, mein Herz wollte meist nicht ganz mitschwingen, die Landschaft blieb für mich ein Bild, das ich wohl mit Vergnügen ansah, aber in dem ich nicht drinstand und mitsühlte. Und ähnlich ist es mir bei all den anderen, zum Teil noch viel herrlicheren Fjorden ergangen, die wir später sahen. Sie haben ein Pathos im Aufbau und zugleich eine Lieb-

lichkeit im einzelnen, die für mein Gefühl nicht ganz zusammenklingen. Dieses Pathos der Lieblichkeit ist uns Norddeutschen etwas Fremdes; oder ist es der Mangel an belebenden Siedlungen, was mir fehlt? Oder ist es einmal wieder nichts anderes als das alte Blut des norddeutschen Küstenmenschen, das hier spricht, dieses Blut, das nur in voller Kraft kreist, wenn es seine Wellen irgendwo bis weit zum Horizont tragen kann? Ich weiß es nicht, und es kam mir deshalb auch recht undankbar vor, daß ich mich nicht stärker freute über das schöne Bilderbuch, das man mir hingelegt hatte und es nur bewundernd mit spitzen Fingern Seite für Seite umschlug. Zwischen Bewundern und Freuen ist ein großer Unterschied.

Die letzte Seite des Bilderbuches war besonders fröhlich koloriert: Ddass buntgemalte Häuser lagen wie farbiges Spielzeug im grünen Tale, und wir suchten uns eine lustige „Stuhlkarre“ aus, um in dieses Tal hereinzufahren, das berühmt ist wegen seiner großen Lotefosswasserfälle. Vor allem aber illustriert es gleichsam das Schema der norwegischen geographischen Struktur: das strömende Wasser gibt für die Grundgedanken der steinernen Schichtung den beredten Kommentar; man sieht es von allen Seiten in schäumenden Rinnen von den Bergen herunterrieseln, dann stürzt es sich in brausenden Fällen über den Abhang, den die Salfalten zwischen den Bergen bilden; hier sieht man es sich in verschiedenen Terrassen stauen: erst kommt ein weiter hochgelegener See, dann sprudelt es wieder abwärts, und so erreicht es im Fjord endlich die Gleiche des Meeres und ruht sich in den langen Armen aus, die allmählich wirklich ins freie Wasser führen. Das alles erlebt man, reizend gerahmt, in umgekehrter Reihenfolge hoch oben auf seiner Stuhlkarre, wenn man ins Lotefostal fährt.

Diese dünngliedrigen Wägelchen kann nur ein Volk erfinden, das tiefen Sinn für die Natur hat. Wenn man auf ihnen durch die Landschaft fährt, blickt man nicht etwa aus einem mehr oder minder offenen Behälter in die Gegend heraus, sondern man bleibt völlig frei mit allen Sinnen mitten in der Gegend drin und ist lediglich unterwärts gleichsam auf Rollen gesetzt. So fühlt man alles um sich wie beim Wandern. Allerdings bleibt man auch mit der freien Natur in jenen unmittelbaren Beziehungen, die sich einzustellen pflegen, wenn sie üble

Laune hat; wir lernten gründlich kennen, wie man da oben auf luftigem Sitz durchregnen kann, und vermochten auch am Ziel der Fahrt zeitweise nur schwer einen Wesensunterschied zwischen den Wasserfällen und den Ergüssen des Himmels festzustellen. Aber eigentlich stören mich solche äußeren Unbilden nicht wesentlich, sie rauben den Eindrücken wohl das Behagen oder die Leuchtkraft, aber der Kern dieser Eindrücke bleibt doch bestehen und ist stark genug, um die Art vergessen zu machen, in der er angeboten wird. Diese Philosophie, zu der man auf der ganzen weiteren Fahrt noch öfter Gelegenheit hatte, ist mir nie schwer geworden, zumal ich das Gewölk im Bilde der Landschaft so liebe, daß ich ihm nicht verübeln darf, wenn es manchmal die Oberherrschaft etwas zu lebhaft beansprucht.

Zwischen die ersten Natureindrücke der norwegischen Küste schieben sich in den nächsten Tagen zwei Städtebilder: Bergen und Trondhjem, beide charaktervolle Eindrücke. In Bergen überwiegt das Leben unserer Zeit. Weithin zieht sich eine Stadt von neuzeitlichem Gepräge mit ihren Villenquartieren bis in die lieblichen Hügel, welche die vielgliedrige Bergener Bucht umsäumen. Von den ehrwürdigen Traditionen dieses uralten Handelsstüzes würde man nicht mehr viel merken, wenn nicht am Hafen ein altes Quartier erhalten wäre: das einstige Quartier der Deutschen — ein großer Block von enggehäuften Holzhäusern, der durchzogen ist von den dünnen Aldern vieler schmaler Gassen und durchsetzt ist mit dem Gewinkel abenteuerlicher Höfe. Dieser Block war einst ein Stück deutschen Bodens. Es war eine Handelskolonie der Hanse auf fremder Erde mit ihren eigenen einheimischen Gesetzen, zugleich eine Festung, die man abends abschloß und im Notfalle zu verteidigen willens war: — eines der merkwürdigsten Zeugnisse überlegenen kolonialisatorischen Wagemutes. Wenn man durch diese alten Gassen streift und vor allem, wenn man das alte unberührte Kaufmannshaus besieht, das jetzt als „Hanseatisches Museum“ an der Lysebrücken eingerichtet ist, kommen dem Bremer ganz merkwürdige Gedanken. Hier haben vor allem Bremer Kaufherren geseffen — die alten Geschäftsbücher zeigen die wohlbekanntesten Namen —, Kühner Hansegeist hatte sich hier ein Denkmal seiner Macht geschaffen, und wenn man heute aus dem Fenster schaut, liegen vor allem englische Dampfer

an den Kais, die vor diesen deutschen Häusern hinlaufen. Wir haben hier ein Stück engster Beziehungen verloren, und die Norweger sind uns fremd geworden, die uns einst so nahestanden. Schade, denn wir gehören wohl auch heute noch in vieler Hinsicht zusammen, würde sonst die nordische Literatur so wiederklingen in unserem deutschen Gemüt, daß wir in ihr leben, als wäre es die unsere? Würden wir sonst so manche hohe Mädchengestalt und so manchen verwitterten Seebären sehen, die uns anmuten, als wären es Prachtexemplare aus unseren eigenen Häfen? Vielleicht hat uns der Westen zu sehr abgezogen von den Wassern und den Ländern, die uns im Norden am nächsten liegen.

In Trondhjem hören die Spuren hanseatischer Einflüsse ganz auf; aber die Spuren des alten Kulturlebens dieses Landes selbst treten ungleich wirkungsvoller in dieser alten Krönungsstadt hervor. Der ehrwürdige Dom gibt ihnen einen farbenprächtigen Hintergrund, und von ihm hebt sich alles übrige gleichsam mit größerer Köstlichkeit ab. Es ist aber auch ein Stück herrlicher, mannhafter Kunst, das in ihm entstanden ist. Seit der Wikingerzeit müht sich hier ein Volk um den Ausdruck repräsentativer Verehrung, und bis heute ist es noch damit beschäftigt, ihm lebendige Gestalt zu geben. Da hat sich im Laufe der Jahrhunderte viel Wertvolles zusammengefunden, und der ganze Reichtum ist über ein schönes, groß und klar gegliedertes Raumgebilde hingestreut; manchmal wird man erinnert an die phantasievolle Welt des Schnitzwerks, das den Holzbauten des Landes den geheimnisvollen Charakter verleiht; im ganzen aber überwiegt eine Gotik von allgemeingültigem Wesen. Das Land hat nicht genug in Stein gearbeitet, um ihm eine wirklich eigene Sprache abzugewinnen, das gelang ihm nur in seinem ureigensten Material, dem Holze. Wir sahen eine dieser „Stabkirchen“, und man wußte nicht, ob man das, was einem daraus entgegenwehte, als ganz modern oder als uralte empfinden sollte. In der Art, wie das Konstruktive überall fühlbar bleibt, und doch ein eigentümlich mystischer Einschlag durch alles hindurchgeht, liegt wohl das Gemeinsame zwischen einst und jetzt, das uns heute merkwürdig bewegt.

In Trondhjem sind es neben dem Dom vor allem langgestreckte, stille Kanäle, an deren Rand alte einsilbige Kaufherrnhäuser stehen, was der Stadt einen besonderen Reiz gibt. Diese Häuser sind nicht Masken

früheren Lebens, wie sie das jetzt in unseren Hansestädten zu sein pflegen, sondern das alte Treiben scheint noch in ihnen lebendig zu sein: unten Kontore, oben die weißen Gardinen der Wohnstuben, ganz oben der Kran des Speichers. So stehen sie, in tiefe, satte Farben getaucht, und auf den Wassern vorm Hause spiegeln sich zwischen den Bäumen die Schiffe in ähnlichen Tönen, nur, daß einzelne ihrer Teile in grellerem Grün oder Rot mutwillig hervorleuchten und jenes lustige Blinken in das Bild bringen, das allen Schiffsplätzen, an denen uns der Weg hier oben vorüberführte, den Charakter gibt.

Man blickt bei der Weiterfahrt in viele herein, in kleine und in größere, denn der Weg, der längs der Küste dahinführt, ist eigentlich kaum eine Meerfahrt zu nennen: es geht in weiten Strecken gleichsam zu Schiff mitten durchs Land. Die Fahrt schlängelt sich durch die zahllosen Felsfelsen der Schären hindurch, und rechts und links sieht man die kleinen Häuser der Fischer stehen, blickt in ihr Lagestreifen und freut sich an ihren schmucken Schiffchen, die überall kreuzen. Bisweilen wird die Fahrstraße zwischen diesen Inselchen so eng, daß man rechts und links mit den Bewohnern zweier verschiedener Eilande sich unterhalten könnte und sich freut, auf solchem kleinen Dampfer zu reisen, denn die großen deutschen Norwegenfahrer können diese eigensten aller Reize gar nicht kennenlernen.

Allmählich versinken aber hinter Trondhjem die Inselidyllen der Schären, die Szenerie wird schroffer und mächtiger, die zackigen Gebirgsketten der „Sieben Schwestern“ begleiten lange die Reisenden; dann steigen dahinter die schweren Massen des „Swartisen“-Gletschers empor. Die Form der Bergwelt beginnt hier ganz anders zu wirken als die rundgeschliffenen Linien, die in den Fjorden den Ton abgeben. Wo die Berge sich diesem wilden Meere nähern, hat sie einst eine mächtige Hand zerklüftet, und phantastische Trümmer zeugen von gewaltigen Kämpfen. Solche Formen, wie sie die Berginsel „Hestmandö“ gegen den Himmel hebt, hat sich noch nie eine Phantasie erdacht; es ist, als wäre ein Stück Leben in diese Silhouette gebannt. Das Volk hat das gefühlt und auch gleich den instinktiven Ausdruck dafür gefunden: es nennt diese Insel den „Reiter“, und obgleich auch gar nichts wirklich irgendwie an einen Reiter erinnert, sagt man es sofort mit. Der Archi-

tekt kennt die Gefühle, die hier unbewußt anklingen, er weiß, daß in die ruhige Masse eines Bauwerkes ein vorwärtsdrängender Zug kommt, wenn der Umriss plötzlich exzentrisch eine vertikale Betonung erhält; das ist bei den Massen der Natur nicht anders, und deshalb wird dieser Berg durch den seltsam turmartigen Kopf, der sein eines Ende betont, zu etwas Lebendigem und stürmt am rötlich leuchtenden Abendhimmel dahin.

Wir hatten wirklich eine richtige glühende Abendstimmung, als wir diese Felsenwelt durchfuhren, obgleich eigentlich der Begriff des „Abends“ gerade im Verlöschen war, denn inmitten dieser Eindrücke übergleitet man unvermerkt den Polarkreis und ist nun in der Zone, in der zu dieser Zeit des August die Sonne nicht mehr untergeht. Der Reisende verhängt sein Kabinenfenster, um schlafen zu können, denn er vermag sich dieser Umwälzung seiner Lebensbedingungen nicht so schnell anzupassen, und es ist ihm sehr anzuraten, das auch nicht zu versuchen, denn es verlockt beim ständigen Wechsel der szenischen Eindrücke leicht dazu, den natürlichen Rhythmus von Wachen und Ruhen zu verlieren; das rächt sich aber bald an den verstorbenen Nerven.

Die Eindrücke, die in der Gegend der „Sieben Schwestern“ und des „Hestmandö“ noch wie im Kampfe zu liegen scheinen, gewinnen allmählich immer mehr einen einheitlichen Stil, wenn man ins Reich der *Lofoten* kommt. Hier gewinnt die Phantastik gleichsam System; man fährt an steilen, glatten Felswänden entlang in den Raft-Sund; wie Palisaden schließen diese Wände das Wasser in zackig silhouettierter Gleichmäßigkeit ein, und etwas von dieser gleichmäßigen Zerrissenheit ist auch auf den Eindruck des Wassers übergegangen: Inselchen liegt hier neben Inselchen, so daß das Ganze beinahe wie ein durchbrochenes Muster wirkt, das durch die regelmäßigen Striche zusammengehalten wird, die durch die endlose Schar der Masten jener kleinen Schiffe gebildet werden, die der Lofotensfischerei dienen. Wie Herden großer Vögel, die sich auf den Inselchen niedergelassen haben, wirken die Schwärme dieser gleichartigen kleinen Fahrzeuge und fügen sich restlos in das Bild der merkwürdigen Natur.

Im Raft-Sund landeten wir. Irgendwo am wilden unbewohnten Ufer wurde eine Anlegestelle gefunden, und nun kletterte man am

pfadlosen Abhang empor. Man folgte dem immer stärker schwellenden Brausen eines wilden Bergstromes, der im mächtigen Wasserfall zum Sund herunterfloß; das eigentliche Ziel war der hochgelegene Bergsee „Trolldvand“, dem jener Strom entfließt. Um heranzukommen, muß man dicht oberhalb des Wasserfalles den Strom passieren; erst gilt es, auf schwankem Brett, das die Matrosen mitgebracht haben, zu einem schmalen Fels in der Mitte zu gelangen, und dann muß man von Stein zu Stein herüberspringen zum anderen Ufer. Das gab seltsame Szenen in unserem buntgemischtem Hanfen, und nicht jeder wagte es. Wenn dieser Übergang überwunden war, ging es steil in einer trichterartigen Schlucht bergan, bis plötzlich oben unerwartet der klare See wie ein Märchen liegt. Ein Gletscher stürzt an einem Ende in die Wasserfläche herab; mächtige Eisschollen schwimmen auf dem Spiegel, aber trotzdem breitet sich ein eigentümlicher Friede über das Ganze, und wir ahnten zum erstenmal den Zauber der nordischen Welt, der wir entgegenfuhr.

Seltsam wirkt es, wenn vor solcher Szenerie die kleinen Menschen ihre Kapriolen aufführen. Hier kam es zu einer richtigen dramatisch-komischen Szene: zwei Herren und eine Dame waren, da sie die Wasserfalldurchquerung scheuten, auf der anderen Seite des Stromes zum See gestiegen und saßen hier nun fest, ohne vorwärts noch rückwärts zu können, was sie in ihrer Not zu dem Versuche zwang, den etwa 15 Meter breiten Auslauf des Sees zu durchwaten. Ein Herr drang vor, bis ihm das Wasser an den Hüften stand, und auch die Dame riskierte es, die Kleider über den Kopf zu nehmen. Unter vielem Hallo suchte die Gegenseite hilfreiche Hand zu leisten, aber die Strömung war so stark, daß man sich nicht weiter wagen konnte. Nach eisigem Bad mußten die drei die Bergwand wieder hochklettern, an der sie heruntergekomen waren, und es dauerte lange, bis sie glücklich vom Schiffe wieder eingeheimft wurden.

Wir fuhrten dann aus unserem einsamen Sund mitten in das Reich der Fischerei herein nach Digermulen, das als ein Mittelpunkt des Lofotenlebens betrachtet werden kann. Einen allzu scharfen Gegensatz gegen den Begriff der Einsamkeit darf man sich allerdings bei diesem Mittelpunkt nicht vorstellen: die ganze Siedlung besteht aus den Holz-

häusern der Familie Normann, die hier einen Kramladen eröffnet hat, den sie neben ihrem Fisch- und Tranhandel führt. Dieser Kramladen ist das Kulturzentrum dieses Lofotenabschnittes. Ein Stück aus einem Roman von Jonas Lie taucht vor einem auf, der gern schildert, wie das Schicksal in das Leben solcher Menschen hereinkraft, denen das Haus die ganze Welt bedeutet, und denen sich die kleinen Dinge des Tages ins Riesengroße verzerren, weil sie sich maßstablos gegen das Nichts projizieren. Wenn ich früher solche norwegischen Bücher las, war es mir stets unmöglich, ihre Umwelt plastisch zu erleben, jetzt erst bei der Fahrt durch die Schären war mir plötzlich das innere Bild aufgegangen: da lagen ja diese einsamen Häuser auf den Inseln verstreut, die von jedem anderen menschlichen Dasein abgeschnitten sind, diese Brutstätten jener phantastischen Vorstellungen, die aus Felsen und Wellen in die vereinsamten Hirne steigen und solche nur halb vermenschlichten, halb noch magisch gebundenen Seelen zeugen, wie sie uns aus der nordischen Literatur mit rätselhaften Augen entgegenblicken.

Hier in Digermulen betrat man nun eine solche Stätte wirklich und sah sie in ihrer kleinen Geschäftigkeit, die doch, in der Nähe gesehen, solch große Macht bedeutet; denn Hunderte von Menschen haben hier ihre Verbindung mit der Welt. Ein kleiner Herrscherthron ist aufgeschlagen, wo der schnelle Reisende nichts anderes sieht als einen spießbürgerlichen Kramladen.

Hinter den Häusern der Normann erhebt der Digermulen-Rollen seinen runden trogigen Felschädel — ein Berg, zu dem man unter all den fremdartigen Gebilden, die man gesehen hat, gleich eine Art menschlichen Vertrauens fühlt. Und dieses Vertrauen täuscht er auch nicht, er läßt sich verhältnismäßig bequem besteigen und zeigt oben ein weites Felsplateau, von dem aus man einen der gewaltigsten Ausblicke hat, die Berge dem Menschen beschenken: auf der einen Seite die wilden Felskullissen, auf der anderen ein Blick weit über das Meer mit all den eingestrenten Inseln. Fast jede einzelne dieser Inseln würde, für sich auftretend, als kleine Sehenswürdigkeit bestehen können; eine schier endlose Fülle von Einzelmotiven tut sich auf, und doch hält, von hier oben betrachtet, der Zusammenhang einiger großer Grundlinien, den man durchschimmern sieht, das Ganze zusammen; es ist, als führte die Natur

einen großen, mitten in der Bewegung erstarrten, rhythmisch gegliederten Reigen auf. Das alles aber ist getaucht in unbekannte Farbtöne: wie tiefer Samt liegt das Braun, das Grün und all die zahllosen Schattierungen von Braun zu Rot über der Landschaft. Satt und voll stehen die Töne; zum Meer hin aber zerrinnt alles wie in Silber und Gold. Die tiefstehende Sonne breitet unendlich zarte Schleier über die Formen, so daß sie fließen und schimmern in einem entmaterialisierten Metall. Und all dies Spiel wechselt, denn die tiefe Sonne ist ein Zauberer der Farben, sie umglüht die Formen, und dann legt sie wieder lange blaue Schatten über die Dinge, so daß ein unheimliches Frösteln durch die Pracht zu gehen scheint.

Hier oben hat Kaiser Wilhelm mehrfach ins Land geschaut, eine alte Varde erinnert daran. Ich begreife, daß man wiederkehrt, und ich begreife, daß es „Lofotenmaler“ gibt; man wird immer wieder versuchen, im Ausschnitt, der aus dieser Natur genommen ist, einen Begriff von einzelnen, seltsamen Eindrücken zu geben, die sie vermittelt; dem Ganzen gegenüber steht die Kunst aber doch hoffnungslos da: sie kann nur den Klavierauszug aus einer Symphonie bringen.

Wenn man jetzt weiterfährt, merkt man deutlich, wie die Vegetation spärlicher wird. Nur noch das heller werdende Grün von weichgeschmiegten Matten legt sich in die geschützten Stellen der rauhen Felsformationen, und die Einblicke, die sich oft wie in mächtigen Schnitten ins Innere des Landes auftun, zeigen gewaltige Gebirgsketten. Man wundert sich fast, eine so freundliche Siedlung dazwischen zu finden, wie sie die Stadt Tromsø darstellt, die eine Insel mit den bunten Häusern von sechstausend Menschen bedeckt hat.

Hier weist bereits alles nach Norden; die Fischer, die in Tromsø hausen, betrachten das Eismeer als ihr Feld, und man sieht es ihren harten Gesichtern an, daß sie der Natur in ihrer unerbittlichsten Form kämpfend gegenüberstehen. Von hier werden alle die großen Expeditionen ausgerüstet, die in die arktischen Gebiete gehen; Felle und Pelze, Laue und Jagdgeräte sind die Dinge, auf die man blickt, und ein großes treffliches Museum zeigt alles, was mit dem Begriff solcher Expeditionen verbunden ist, in eindringlichem Zusammenhange vor. Da sieht man staunend die Fülle der Tiere und der Pflanzen, die zwischen Schnee,

Eis und Fels ihr Wesen treiben, und kann manch interessante Beute solcher Fahrten bewundern.

Vor allem begegnet man hier auch zum ersten Male dem Volk, das in den naiven Bildern unserer Phantasie der nordischen Schneelandschaft Staffage gibt, den Lappen. Noch ehe das Schiff gelandet ist, drängen sie sich in bunter Geschäftigkeit um den Hafenplatz und suchen, dem Fremden in stiller Beharrlichkeit ihre kleinen Knochnessnigereien und einfachen Geräte zu verkaufen. Trotz aller Primitivität ist ein gewisser Stil in diesen Dingen: die Geradheit der unbeeinflussten menschlichen Schöpfung schaut noch deutlich aus ihnen hervor, und es ist interessant, zu sehen, wie ähnlich sich diese einfältigen Schaffensäußerungen um den ganzen Erdball herum doch sind. Als ich später das seltsame Buch des Lappen Turi las, wurde es mir erst ganz deutlich, daß die merkwürdig mitteilbaren Zeichnungen, mit denen er die Kultur seines Volkes schildert, und die uns vor allem Lagerleben und Jagd darstellen, im Stile kaum zu unterscheiden sind von jenen Darstellungen gleichen Inhaltes, die mir Karl Schurz einstmals in meinen Knabenjahren voller Lebendigkeit zeigte. Es waren gezeichnete Bücher, die ihm die Indianer feierlich verehrt hatten in Anerkennung der Verdienste, die er sich um ihre Interessen erworben, und ich meine, daß sie in der Darstellung der Tiere, dem eigentümlichen Geschick, die charakteristischen Bewegungen der Handlungen zu fassen und der Art der perspektivischen Regie zum Verwechseln ähnlich waren.

Wir machen uns von den Lappen wohl im allgemeinen ein viel zu primitives Bild; sie wirken in der Umgebung von Tromsø nicht viel seltsamer als eine Vierländerin in Hamburg und erwecken ebenso wie diese den Eindruck außerordentlicher Schlaueit und Dickköpfigkeit. Einige alte Exemplare sehen geradezu gefährlich verschmigt aus. Zuerst glaubten wir, die Kerle sähen alle so merkwürdig gleichartig aus, aber bald stellte sich's heraus, daß es tatsächlich immer wieder dieselben waren, die uns an allen erdenklichen Punkten der Stadt stets neu begegneten. Sie wußten ja, wo sie den Fremden zu suchen hatten, eilten schnell voraus und drehten so das hübsche Spiel vom „Swinegel unn sine Fru“ ins Gegenteil um.

Gegenüber dem farbigen Bild von Tromsø, zu dem die Lappen ihr

ehrliches Stück beitragen, ist am folgenden Tage der Eindruck von Hammerfest von einem starren Ernst, der sich tief einprägt. Die 2100 Menschen, die hier in der nördlichsten Stadt der Welt auf 70° 40' 11" haufen, führen ein entsagungsvolles Dasein. Die Hälfte des Jahres verbringen sie in Nacht und Finsternis, und wenn die Sonne endlich wiederkehrt, scheint sie auf kein Grün, sondern nur auf leblosen Fels. Ein kleines Häufchen verkrüppelter Eichenstämmchen ist als „Nördlichster Park Europas“ eine der drei Sehenswürdigkeiten der Stadt. Die zweite ist die „Meridiansäule“, eine Erinnerung an die europäische Gradmessung der Jahre 1816—1852, die als würdiges Granitmal mit bronzener Weltkugel nahe am Strande steht, die dritte das große Plateau, das sich als Abschluß eines Abhanges über der Stadt erhebt und von dem aus man weit über Land und Meer zu sehen vermag. Wir entdeckten noch eine vierte Sehenswürdigkeit hinzu, das war ein Kino mit vortrefflichen amerikanischen Reiterfilmen, eine Einrichtung, die hier oben, fern von allen sonstigen Großstadteindrücken, wahrlich eine Mission an darbedenden Gemütern üben kann. Schließlich aber überraschte uns noch eine Merkwürdigkeit, auf die wir gar nicht gerechnet hatten: das war der Geruch dieser Stadt. Wohin man sich auch wandte, überall trat einem aus Haus und Hof Trangeruch entgegen. Was das aber an den Stätten bedeutet, wo der Tran entsteht, kann sich niemand denken, der es nicht erlebt hat. Ein übler, faulig-fetter Gestank sitzt in der ganzen Luft, als ob man ihn beißen könnte, und was während der ganzen Fahrt die Wellen nicht zu erreichen vermochten, wäre bei mir beinahe Ereignis geworden, obgleich sich die Nase doch, wenn sie an der norwegischen Küste ständig an trocknenden Klippen entlang geführt wird, schon an manches gewöhnt hat.

Und zu allem kommt der schwermütige Eindruck der umgebenden Natur. Es hat etwas Großartiges, wie hier gleichsam das nackte Gerippe der Erde unverhüllt zutage liegt, aber es wirkt zugleich fast grausam, wie die verwitterten Knochen aus dem Wasser starren, als wollten sie künden, daß hier das Leben aufgehört hat. Dieser unheimliche Eindruck des Todes schwindet auch nicht, wenn man bald beim Weiterfahren an dem berühmten Vogelberg „Hjelmstötauren“ vorbeikommt und hier sieht, wie sich dennoch das Leben millionenfach an solch abgestorbenes

Gestein klammert. Die unermessliche Schar von Vögeln, welche die Luft buchstäblich wie eine Wolke erfüllen, wenn der Schuß vom Schiff sie aus ihrer Ruhe aufschreckt, wirkt nicht wie ein Stück Leben, sondern eher wie ein Gespenst, das hier auf verzaubertem Felsen haust und schrill pfeifend seine weißen Schleier hebt, wenn der Mensch es wagt, zu nahe vorüberzukommen. Welch neues Schwestergebilde zur „Scylla und Charybdis“ eine homerische Phantasie wohl aus solchen Erscheinungen geformt hätte?

Der menschenfeindliche Eindruck dieser Natur steigerte sich noch wesentlich dadurch, daß jetzt mehr und mehr ein Sturm aufkam, und von Zeit zu Zeit schwere Schloßen über das Schiff dahingingen. Dazu fing der Dampfer an, immer stärker zu schaukeln, als ob er alle Proben, die er bereits in dieser Kunst gegeben hatte, in den Schatten zu stellen beabsichtigte. Weil man nirgends mehr stehen konnte und der Aufenthalt unter Deck niemandem anzuraten war, der seefest bleiben wollte, hatte ich mich, ganz behaglich eingewickelt, trotz der Kälte in einen weit zurückgeklappten Liegestuhl auf Deck gelegt. Aber diese Behaglichkeit ärgerte offenbar die Elemente: das Schiff holte so ausgiebig aus, daß mein Stuhl über Kopf umgekippt wurde, und ich mich plötzlich in den Lauen des Geländers hängend wiederfand; neben mir hing der Journalist aus Berlin, der eben noch in Erinnerung an den Vogelberg schöne Verse wie:

„Die Möwen sehen alle aus,
Als ob sie Emma hießen“

in den Sturm geschleudert hatte, jetzt aber blutend und still auf allen Vieren in die Rauchkabine kroch.

So kamen wir, tüchtig durchgerüttelt, gegen Mitternacht an das Nordkap, das in seinem Auftreten der anspruchsvollen Rolle, den äußersten Nordzipfel unseres europäischen Festlandes darzustellen, voll gerecht wird. Majestätisch abweisend, fast drohend ragt es in großer, fester Linie in die uferlose Welt.

Das kleine Boot, das Landbesucher zum Strande bringen sollte, tanzte so abenteuerlich am Leib unseres Schiffes auf und ab, daß ich noch nicht wieder genügend Sammlung aufbringen konnte, um mich ihm anzuvertrauen. Der Erste Offizier schüttelte schon längst verwun-

bert den Kopf: wir hatten ganz ungewöhnliches Wetter, von einer Wildheit, wie er es auf all seinen Reisen hier noch nie erlebt hatte. Das blieb so während der ganzen Fahrt im Arktischen Meer und gab unseren Seeleuten eine unerwartete Überraschung, als wir uns Spitzbergen näherten.

Nicht nur die weißen Linien der Berge tauchten am Horizont auf und wurden immer größer und schöner, sondern auch im Wasser zeigte sich eine weiße Linie; während es sonst in dieser Jahreszeit eisfrei zu sein pflegt, war alles voll von gewaltigen Schollen und Klippen aus Treibeis; besonders als wir in den breiten Arm des „Eisfjords“ einbogen, ragten überall diese schwimmenden Berge aus dem ruhiger werdenden Wasser. Das war nun ein herrlicher Anblick, denn die Bruchflächen dieses frischen Eises glänzen und leuchten wie große Edelsteine, und manche seltsamen Wundergebilde schwimmen an einem vorüber, wenn die Scholle gekippt ist, und nun die sonst vom Wasser verhüllten Launen der Natur in ihrer abenteuerlichen Willkür zum Vorschein kommen.

Allmählich baute sich um dieses Spiel im Wasser ein Rahmen auf, der groß und fremd den herangleitenden Menschen umfängt. Noch immer ragen die Knochen der Erde starr und leblos unmittelbar aus dem Wasser empor, aber der Eindruck hat das Furchtbare verloren, denn das ewige Eis legt sich in weichen, fließenden Linien sanft in die Furchen des Gerüstes und schmiegt sich in majestätisch schimmernden Falten um die nackten Körper. Große, adlige Linien entstehen, und in mächtigem Gegensatz heben sich die weißglänzenden Felder und geschliffenen Flächen gegen die Rippen des tiefbraunen Gesteines ab. So liegt es wie eine monumentale Ruhe über dem Ganzen, und auch die seltsamsten Formbildungen ordnen sich dem großen Gesetze unter, das der zusammenschweißende Fluß ungeheurer Gletschermassen den Linien der Landschaft aufprägt.

Kein Bild vermag das zu zeigen, denn es kann immer nur einen Ausschnitt geben, und erst in dem großen, unendlich sich dehrenden Zusammenhang, der den Menschen rings umgibt, liegt die bannende Gewalt. In dieser großen, einheitlichen Ruhe wirkt nur der nächste Vordergrund mit den Reizen bunter Bewegung. Hier, wo sich die mächtigen Gletscher unmittelbar in das Wasser des Meeres stürzen,

bildet sich ein stetig wechselnder, phantastischer Rand. Die bald schmalen, bald breiteren kristallinen Ströme, die zu Tale drängen, lassen den Beschauer in die innere Struktur ihres Eisgefüges sehen; und diese Bruchflächen der Gletscher, die sich am Rande des Wassers erheben, sind Wände von 30 bis 50 Meter Höhe, deren Grotten und Spalten geheimnisvoll erglänzen in den Zaubertönen des immer frisch zutage tretenden Eises. Denn unaufhaltsam schiebt eine unsichtbare Macht die scheinbar ruhenden Massen vorwärts, so daß riesige Trümmer dieser Wände im langsamen Takt der Tage donnernd in die Fluten stürzen. Das ist der einzige Pulsschlag des Lebens, den der flüchtig Schauende wahrzunehmen vermag.

Und doch hat man hier in Spitzbergen nicht den Eindruck des Todes, wie er uns in den nördlichen Ausläufern des Festlandes so drohend entgegentrat. Was man hier empfindet, ist nicht etwa eine Steigerung dieses schaurigen Gefühls, sondern ganz etwas anderes: ein Gegensatz zu diesem Todesindruck, wie man ihn noch nicht kennt. Nicht etwa der Gegensatz des Lebens, aus dem man herkommt — nichts erinnert daran —, sondern etwas, was anmutet, als wäre man jenseits vom Tode in einer unbekanntem, unwirklichen Welt. Besonders wenn die tiefe Sonne hervortritt, diese ganz unwirkliche Sonne, die mit unserem lichten Gestirn nichts gemein zu haben scheint, wenn sie ihre langen, kalten Schatten zieht, oder wenn der fahle Schimmer dämmeriger Mitternacht über dem Ganzen liegt, meint man, daß ein Traum den Geist umfängt, oder daß man als Eindringling ein gespenstisches Schattenreich belauscht.

Oft habe ich vorn am Bug des Schiffes gestanden, und diese Stimmung einer mystischen, weihedollen Welt ist über mich gekommen, wie ich sie sonst nur auf den Gipfeln hoher Berge erlebt habe. Wer die Gletschervelt der Alpen kennt und sich vorstellt, das Meer steige herauf bis an den Rand der Gletscher, so daß nur noch jene letzten, majestätischen Ruppen übrigbleiben, und denkt sich nun, wie zu dieser Wirkung der Gipfel die Wirkung des weiten Wassers unmittelbar hinzutritt, der kann sich ungefähr vorstellen, welch mächtige Akkorde hier in Spitzbergen zusammenklingen. Es ist Orgelklang, der auch den Lautesten eine Weile verstummen läßt.

Aber wie leblos auch das Ganze im ersten Augenblick aussehcn mag, schaut man näher zu, so entdeckt man doch überall wieder Spuren von Leben. Am deutlichsten fühlt man es durch die Vögel; hier treten sie nicht mehr auf in der unnatürlichen, erschreckenden Häufung des Vogelberges, sondern wohnen wirklich wieder in der Natur. Überall, auf den Eisschollen und an den Ufern, sieht man die possierlichsten Vogelarten, Alken und Eiderenten, Schneesperlinge und Strandläufer. Bisweilen kommen einige zutraulich aufs Verdeck, denn sie fürchten sich gar nicht vor den Menschen, die sie ja noch nicht kennen, und deshalb ist es doppelt empörend zu sehen, wenn irgend so ein mitreisender Kleinstädter seine Donnerbüchse hervorholt und diese harmlosen Tierchen erlegt, nur um daheim sagen zu können, daß er im „Eisfjord“ auf Jagd gegangen sei. Wir hatten einen Südf Franzosen an Bord, der diesem Ehrgeiz nachging und bald allgemein „Monsieur Tartarin“ genannt wurde; aber ich glaube, wenn er nicht ein warnendes Beispiel gegeben hätte, wären auch einige deutsche „Tartarins“ zum Vorschein gekommen: der Typ ist international. Robben sahen wir wenige, und ob es wirklich ein Walfisch war, was uns eines Tages begegnete, ist zweifelhaft geblieben.

Wohl aber trafen wir, als wir nun in dem Arm des Eisfjordes Anker warfen, der „Adventbait“ heißt, die merkwürdigsten aller Säugetiere am Ufer: Menschen, die hier von Rechts wegen am wenigsten hingehören. Bis vor kurzem war Spitzbergen noch ganz unbewohnt, jetzt erst, im Jahre 1912, hatte sich in Greenharbour, einer anderen Bucht des Eisfjordes, eine norwegische Funkstation angesiedelt, der wir es zu danken hatten, daß wir bis an die Grenze des ewigen Eises über die wichtigsten Vorgänge in Berlin, Paris und London auf dem laufenden waren. An dem Punkte aber, wo wir landeten, krenzten sich zwei interessante Unternehmen: das eine war die deutsche meteorologische Station, die hier in Verbindung mit einer geplanten Zeppelinexpedition errichtet werden sollte, und das andere war der erste Anfang einer Ausbeutung der Kohlenschätze Spitzbergens, die von einer englisch-norwegischen und einer amerikanisch-norwegischen Gesellschaft ausging. Etwa fünfzig Arbeiter waren hier in den Kohlenbergwerken tätig und hatten eine kleine Gruppe von Holzhütten entstehen lassen,

die sich stolz, im Stile des amerikanischen Westens, „Adventcity“ nennt.

Die Kohle liegt in Schichten zutage und ist von guter Qualität, so daß sich hier eine wirtschaftliche Zukunft aufbauen würde, wenn nicht zur Zeit die Transportkosten das Geschäft verdrängen. Dann aber ist es auch schwer, Arbeiter für diese weltfremde Gegend zu finden. Man scheint in den Mitteln für diesen Zweck nicht gerade wählerisch zu sein; das merkten wir, als wir die Siedlung und die Arbeitsstätten besichtigten und ein hinkender, rothaariger Bursche uns mit „Guten Morgen“ anredete. Auf die Frage, ob er denn mit seinem Leiden für so schwere Arbeit geeignet wäre, grinste er trübe und antwortete: „Nee, ich bin ja auch eigentlich Schneider.“ Und nun erzählte er, wie er auf der Wanderung aus neugieriger Reiselust bis nach Tromsø gekommen war, wie man hier unter allerlei Vorwänden sein Gepäck auf ein Schiff gebracht habe, und als er es zurückforderte, dieses Schiff gerade abging, so daß er vor der Wahl stand, sein Hab und Gut zu lassen oder mitzufahren. Das Schiff ging nach Spitzbergen. Unterwegs hatte er wohl oder übel einen Kontrakt unterzeichnen müssen, und dieser Kontrakt war so raffiniert, daß er entweder drei Jahre in Adventcity aushalten mußte, oder seinen gesamten Verdienst verlor, denn die Gesellschaft gab hier oben kein bares Geld, sondern nur Gutscheine, die man in ihrem Büro in Tromsø einlösen mußte. Mit allen alten Werberkünsten war hier eine weiße Sklaverei organisiert, gegen die sich unsere Versuche, zu helfen, als völlig machtlos erwiesen. Der deutsche Schneider hatte sich auch mit einer seltsam lächelnden Philosophie in sein Schicksal ergeben, und diesem gleichen rührenden Lächeln begegneten wir wieder, als wir die einzige Frau dieser City kennenlernten, die Gattin des Vorarbeiters der Kohlenwerke. Phantastisch wirkte es, wie sie mit farbigem Sonnenschirm, im kümmerlichen Aufzug einer großen Dame, voll Würde am Strande dieses Eislandes auf und ab ging und immer wieder mit resignierter Miene leise flüsterte: „The only lady, Sir! It's dreadful, Sir, to be the only lady!“

Fast machte es den Eindruck, als würden wir unfreiwillig diese seltsame Gruppe von Lebewesen auf unbestimmte Zeit vergrößern. Wir merkten, wie sich der Schiffsabfertigung eine gewisse Unruhe bemächtigte,

und der Grund dazu konnte auch dem arglosesten Beobachter nicht entgehen: es war kein Zweifel, unser Schiff wurde immer mehr vom Eise umschlossen. Der Wind hatte sich inzwischen so gedreht, daß die zahllosen Eisschollen, denen wir unprogrammäßigerweise an dieser Stelle begegnet waren, nicht nur ein Wasserphänomen blieben, sie wurden alle in die Buchten hereingetrieben, lagerten sich in immer dichteren Stößen um unser Schiff und hüllten es allmählich so restlos ein, daß man bald von Bord unmittelbar aufs Eis zu gehen vermochte. Die scharf strahlende Sonne brachte die Ränder der Eisflächen während einiger Stunden zum Schmelzen, dann trat der Frost wieder in seine Rechte, und diese Blöcke fingen an, zu einer einheitlichen Masse zusammenzuwachsen.

Unser Schiff war nicht aus Holz, es war aus Eisen, also gar nicht auf ernsthafte Begegnung mit Eis berechnet. Schon während der Fahrt durch die treibenden Schollen, die oft von einem verdächtigen, scharf schneidenden Schurren begleitet wurde, wenn wir unter Wasser einem Eisberg allzu nahe gekommen waren, hatte das Schiff augenscheinlich allerlei kleine Leiden davongetragen. Die ganze Nacht hörte das nervöse Hämmern der Mechaniker, die versuchten, die Wände wieder zu heilen, nicht auf. Jeder Passagier weiß, daß im Packeis der eiserne Leib bald mit Sicherheit zerdrückt werden muß. Aber ganz abgesehen davon: wenn wir hier wirklich einmal einfroren, konnte auch ein hölzerner „Fram“ vor dem nächsten Frühjahr normalerweise nicht wieder wegkommen.

Wer weiß, was uns geblüht hätte, wenn der Wind nicht in der Nacht wieder umgesprungen wäre; ehe die Schollen Zeit gefunden hatten, völlig zusammenzukleben, wurden sie, leise knackend, wieder in die andere Richtung getrieben, und kaum ergab sich zwischen ihnen das Ritzwerk schmaler Wasserrinnen, als unser Kapitän nach kurzem Rat mit dem Eislotfen, der uns von Tromsö aus begleitete, die Ausfahrt zu wagen beschloß.

Diese Fahrt war ohne Zweifel ein nautisches Meisterstück. Ganz langsam und in tausend Windungen schlängelte sich unser Schiff zwischen den zahllosen treibenden Inseln hindurch. Ich werde nie den großartigen Ausdruck steinerner Ruhe vergessen, mit dem unser Lotse, vom Deck deutlich auf der Brücke sichtbar, unseren Kurs erspähte. Es

war, als ob er sechs Stunden lang nicht die Augenlider bewegte, und in gleichmäßigem Tonfall tropften dabei die kurzen Kommandoworte von seinen Lippen, als gehörten sie eigentlich gar nicht zu ihm.

Später hat mir der Erste Offizier in einem vertraulichen Augenblick gesagt, es sei nur gut, daß wir Passagiere die Lage dieser Nacht und vor allem dieser Fahrt nicht gekannt hätten, sie wäre etwas sehr Ungewöhnliches gewesen, wie es sonst im Programm solcher Fahrten nicht vorkäme. In der Tat waren die Eisverhältnisse dieses Spätsommers des Jahres 1912 eine allgemeine meteorologische Überraschung, wie wir später in norwegischen Zeitungen bestätigt fanden, die diese abenteuerliche Fahrt des „Kong Harald“ lebhaft kommentierten.

Manche von uns Passagieren waren sich aber über die Lage durchaus klar, und ich muß gestehen, daß das eigentlich nicht schwer war. Man wurde nur durch die ganz ungewöhnliche Schönheit der sich ablösenden Bilder immer wieder von allen anderen Überlegungen abgelenkt. Die phantastischen Zufallseindrücke im Wasser überboten beinahe noch den Eindruck des rahmenden Landes, das in einem seltsamen Schleierspiel rasch wechselnden Gewölks immer anders erschien. Bald wurde hier, bald da ein neuer Berg lebendig, den man noch gar nicht geahnt hatte; wie seltsame Riesenbauten eines unbekanntes hieratischen Monumentalstils ragten ganz dicht die regelmäßig geschichteten Kolosse der „Temple-bai“ hervor; dann wieder sah man herein nach Greenharbour, das anzulaufen natürlich unter den gegebenen Verhältnissen ausgeschlossen war.

Als wir so, nicht fern vom Ufer, langsam dahinglitten, sahen wir plötzlich ein kleines Boot mit drei Mann Besatzung zwischen den Schollen auf unseren Dampfer zuhalten. Wir dachten, es wären unternehmende Kohlenarbeiter, die noch ein Geschäft durch Verkauf von Versteinerungen mit uns machen wollten, und richtig, die zwei jungen, kräftigen Burschen, die ruderten, trugen ganz den Typus dieser Leute; als das Boot längsseit neben uns schleppte und die Insassen an der Strickleiter emporzuklettern begannen, konnte man erst den dritten erkennen. Aus der Pelztracht und dem listigen Typus des Gesichtsausdrucks durfte man unverkennbar auf einen Lappenhäuptling schließen, und ich sagte laut, als sein Kopf über der Reeling erschien: „Nun, mit dem verschmizten Keel möchte ich auch keine Geschäfte machen.“ Dann

versuchte ich, wie in Tromsö, in primitivem Englisch mich mit ihm zu verständigen. Da öffnete aber der „Lappenhäuptling“ seelenruhig das Gehege seiner Zähne und sagte: „Gäben Ge sich keene Mieh! — ich bin der Maler Raebel aus Sonnenwig.“ Noch nie hatte echtes Sächsisch eine solch monumentale Wirkung auf mich ausgeübt wie in diesem Augenblick. Alle Romantik fiel mit einem Schläge in Trümmer; eigentlich aber stieg sie im selben Augenblick in neuer Form wieder empor, denn unsere Besucher waren, genau betrachtet, viel merkwürdigere Exemplare, als wir angenommen hatten.

Die beiden „jungen Burschen“ entpuppten sich als zwei Grafen Hamilton, schwedische Studenten, die eine geologische Expedition ins Innere der Insel gemacht hatten; mit dem kleinen Alten waren sie zufällig zusammengetroffen, als er sich, seiner Gewohnheit gemäß, malend in irgendeiner unmöglichen Gegend herumtrieb. Er bezeichnete sich nämlich als „Nordlichtmaler“ und hatte dieses Farbenphänomen in reinen Anilintönen mit Pastellstiften in höchst verwunderlicher Weise auf zahlreiche Pappkartons gebannt. Außerdem aber übersetzte er diese Farbensensationen auch in wirkliche Töne, und unser altes Salonklavier hatte in der nächsten Zeit tüchtig was auszuhalten, denn in diesen Nordlichtphantasien ging es auch in Tönen bunt und leidenschaftlich zu. Die drei neuen Gäste blieben an Bord und kampierten in ihren Schlaffäcken im Rauchzimmer. Sie trugen manches dazu bei, uns die weitere Fahrt lebendig zu machen.

Von den abenteuerlichen Fahrnissen der Adventbai und des Eisfjordes konnte man nichts ahnen, als wir andern Tages am Prinz-Karl-Vorland vorüber in die „Großbai“ einfuhren. Ein tiefer Friede breitete sich über Fels, Eis und Wasser, nur ab und an machte das Dröhnen eines berstenden Gletschers die Stille noch unwirklicher.

Unser Ziel war einer der schönsten unter den Spitzberger Gletschern, dem einst der Fürst von Monaco zur Verewigung eines seiner Freunde bei einer Polarexpedition den poetischen Namen „Louis-Meyer-Gletscher“ gegeben hat. Ganz nahe fuhren wir an die mächtige Kristallwand heran, mit der er ins Wasser bricht, dann brachten uns Boote an eine kleine seichte Stelle des jähren Ufers, von der wir heraufsteigen konnten. Die Gletscherfläche, die aus der Ferne ganz eben erschienen war,

erwies sich in der Nähe als ein reichzerklüftetes Feld; aber man konnte doch ohne größere Schwierigkeiten ihr Geheimnis erkunden und die wunderbaren Schönheiten des Eises aus der Nähe sehen.

Der Eindruck steigerte sich dann noch fast, als wir in eine benachbarte Bucht fuhren, die beherrscht wird von dem „Lilliehökgletscher“, dessen Bruchfläche sich über acht Kilometer lang als phantastische Wand hinzieht. Hier erlebten wir auch den mächtigen Absturz eines Teiles der Wand, das sogenannte „Kalben“. Dem Gletscher merkte man den eingetretenen Schaden gar nicht an, wohl aber entstand im Wasser plötzlich ein neuer gewaltiger Eisberg, der wie ein großes, schillerndes Fabeltier langsam dahinschwamm.

Je weiter wir nun nordwärts fuhren, um so glatter ging die Fahrt; wir kamen ohne Hindernisse bis zur würdlichsten der Spitzberger Buchten, der „Virgobai“, deren Namen mit der Erinnerung an zwei Männer verknüpft ist, die gar verschiedenen Schlages waren: Andrée hat von hier aus mit seinem Ballon die waghalsige Todesfahrt unternommen, und hier war es, wo der Amerikaner Wellmann einige Monate mit der lauten Vorbereitung kühner Laten vor aller Welt Reklame machte: ein Held und ein Maulheld.

Es war Mitternacht, als wir an die Stelle der „Däneninsel“ kamen, wo sie einst, wenn auch nicht zeitlich, so doch örtlich, dicht beieinander gehaust haben. Jetzt bezeichnet ein Trümmerhaufen den Ort, aus dem die Reste der Eisenbänder von Andrées Ballonhalle wie die Rippen eines Riesenwalfisches herausstarren. Ein kleiner Teil von uns setzte an Land, um diese Stätte des Todes genauer zu besichtigen, und das erste, was uns beim Landen grüßte, war ein merkwürdiges Zeichen des Lebens: es bestand in einem Plakat auf festem Pfahle, in dem man im ersten Augenblick eine Warnung vermuten konnte, „den Rasen nicht zu betreten“. Das war es nun zwar nicht, aber zu unserer Freude waren es doch deutsche Worte, die uns grüßten: „Besitzergreifung der Däneninsel durch Angehörige des Deutschen Reiches“ stand groß darauf geschrieben, darunter die Namen zweier hoher Offiziere und eines Berliner Professors. Die Vertreter der anderen Nationen, die mit uns waren, ärgerten sich über diese Kundgebung, die sie für einen schlechten Scherz hielten, aber es war gar kein Scherz. Spitzbergen war damals

einer der wenigen Punkte unseres Erdballes, der niemandem gehörte, keinem Staat und keinem Einzelnen, und dies war die Form, wie man von solch herrenlosem Lande Besitz ergreifen konnte. Man mußte deutlich den Bezirk geographisch umgrenzen, den man sich wählte — hier war das einfach durch die Form der Insel gegeben —, errichtete eine solche Tafel und zeigte die Besitzergreifung den auswärtigen Ministerien gewisser Länder an. Auch unsere jungen Grafen Hamilton hatten sich im Innern Spitzbergens auf diese Weise kleine Herzogtümer geschaffen, und wir hofften sehr, daß nicht schon andere private Rechte auf diese Däneninsel eingetragen wären, denn man fühlte deutlich, daß in diesem Lande Zukunft liegt: wie seltsam ist es, daß der Golfstrom längs dieser ganzen Küste das ewige Eis siegreich in Bann hält, so daß man hier unbehindert fahren kann. Trotz der Kältegrade hat die Sonne so viel Kraft, daß man sich bald daran gewöhnt, ohne besonders ungeheuerliche Verpackungen stundenlang im Freien zu sitzen und die köstliche, unsagbar reine Luft zu atmen.

An gewissen Stellen des Ufers weckt dieses Klima sogar ein rührend emsiges pflanzliches Leben: in farbigen Moosen sprießen Anemonen und andere tapfere Frühlingsblumen, ja, die Pflanzenwelt wagt sich sogar bis auf den Schnee heraus, denn wo er manchmal in seltsam rosigem Hauche schimmert, haben winzige Flechten sich angesiedelt und durchdringen die erstarrte Materie mit ihrer erstaunlichen Lebenskraft. Das alles mitten im ewigen Eise wirkt wie ein Wunder, und man schließt ohne weiteres daraus: auf die Dauer wird der unternehmende Mensch diese Erscheinungen ganz gewiß nicht unbeachtet lassen; er wird sie sich zunutze machen und die Schätze zu heben wissen, die einst vor Jahrtausenden die Sonne hier aufgestapelt hat, als eine üppige Vegetation die Insel deckte und jene Kohle entstand, die uns heute noch in lebendigen Abdrücken von dieser Vegetation früherer Zeit berichtet. Langsam hat das Eis diese Welt überzogen, aber wer weiß, ob der alles bezwingende Mensch sie dem Eise nicht wieder abjagen wird.

So bildeten wir uns denn ein, auf deutschem Besitze einherzugehen, als wir zwischen den Trümmern einstigen Wagemutes umherkletterten und das kleine Blockhaus durchstöberten, das bisher allem Verfall leidlichen Widerstand geleistet hat. Es war ein unheimlicher Eindruck, hier

in dem fahlen Schimmer nordischer Mitternacht die Geister Verstorbener zu beschwören, und dieser Eindruck wurde noch unheimlicher, als nun plötzlich auf dem Spiegel der einsamen Bucht in der Ferne etwas Lebendiges auftauchte. Kein Zweifel, hier, wo niemand die Spuren anderer Lebender erwarten konnte, bewegte sich etwas, und bald konnte man es sehen: es war ein Gespensterschiff, ein kleines Fahrzeug, das sich trotz kahler Masten, ohne Segel, ohne Schornstein und ohne Ruder auf geheimnisvolle Weise vorwärtsbewegte. Voller Spannung verfolgten wir das Phänomen, das blitzschnell näherkam und auf den Punkt zuhielt, auf dem wir zusammenstanden. Nahe am Ufer warf das Fahrzeug Anker, drei Menschen wurden auf seinem Deck sichtbar, und wir konnten beginnen, uns mit ihnen zu verständigen. Ich erwartete nach den Erfahrungen mit Herrn Raebel nichts anderes, als wieder sächsische Laute zu vernehmen, aber dieses Mal hatte das Schicksal sich eine umgekehrte Überraschung angedacht: der mitternächtliche Gespenstermann, der hier am nördlichsten Punkte Spitzbergens auf uns zugefahren kam, war der einzige Mann der Welt, der wirklich in die Situation paßte: es war Fridtjof Nansen in eigener Person.

Mit seinem kleinen Motorschiff war er auf einer Erkundungsfahrt, um die Eisverhältnisse für eine spätere Expedition zu studieren; er holte von uns Nachricht über die seltsamen Zustände, die wir mehr südlich vorgefunden hatten und gab uns Anweisung, wie wir am besten nach Norden, von wo er kam, vordringen könnten. Dann verschwand er zu unserer großen Trauer im Bauch seines Schiffes. Wir hätten ihn so gern gefeiert, aber wir konnten auch so mit der seltsamen Begegnung zufrieden sein.

Dann fuhren wir, Nansens Weisungen folgend, weiter nordwärts, und in den eisigen Morgenstunden des nächsten Tages sahen wir am Rande des weiten, grauen Meeres einen weißen Strich aufleuchten. Es war beinahe so, wie sich die kindliche Phantasie den Polarkreis oder den Äquator denkt: diese weiße Linie, die da wie mit Kreide quer über den Erdball gezogen schien, war die Grenze des ewigen Eises.

Wenn man näherkam, war es wie mit der Gletscherfläche; die Linie löste sich auf in ein buntes Gefüge übereinandergeschobener oder sich lösender Schollen, aber der Begriff der plötzlichen Grenze blieb auch

dann noch bestehen. Man sah leibhaftig vor sich, wie sich statt der endlosen dunklen Fläche des Wassers die endlose weiße Fläche des Eises dehnte: geisterhaft, furchtbar, schauerlich in ihrer gleichförmigen unbegrenzten Öde.

Wir waren ungewöhnlich hoch heraufgekommen, bis zu 81 Grad und mehr als einer Minute. Stolz stieß unser Schiff, wie begrüßend, mit der Nase an die Kante des Eises, dann machte es kehrt, und wir wandten uns wieder der Heimat zu.

Noch einmal zog die ins Meer versenkte Hochgebirgspracht der Spitzberger Küste wie im Traum an uns vorüber, noch einmal erlebten wir den merkwürdigen Gegensatz zwischen dem Eindruck einer transzendenten Welt, der uns hier oben nicht verlassen hatte, und dem Eindruck einer Welt des Todes, in die wir wieder zurückkamen, als wir die zerklüfteten Massen der „Bäreninsel“ umfuhren. Und dann erschien uns Hammerfest in ganz neuem Lichte: nach der Schemenstadt *Adventcity* wirkte es als erste Stätte realen Lebens beinahe wie ein Kulturpunkt.

Und wie freute man sich dann, als wieder richtiges Grün auftauchte! In der wundervollen Szenerie des *Lyngefjords* bewunderten wir mehr die grünen Matten, als die malerischen Schneegipfel, die in langer Kette verschwenderisch ihre Effekte aneinanderreihen. Wäre diese Verbindung nicht gewesen, so wären wir wahrscheinlich nach den Spitzberger Erlebnissen ziemlich kühl geblieben, diese Verbindung aber machte erneuten Eindruck und wirkte hier, beträchtlich oberhalb des Polarkreises, ganz unerwartet. Ja, selbst hohe, blühende Blumen gab es zu sehen: als wir in *Lyngeidet* ein höchst possierliches Lappenlager besuchten, kamen wir über einen alten Friedhof, der zwischen grauen, verwitterten Holzkreuzen ganz überwuchert war mit hohen, blühenden Stauden, Fingerhut und blauem Rittersporn, und dieser kleine Fleck Erde weckte wieder alle Freude an dem Reich des Lebens, in das wir schließlich doch gehörten; er war inmitten dieser kalten Berge von solch zaubernder Schönheit, daß er in die Erinnerungskette dieser Reise wie ein tiefarbiges Juwel eingefügt ist.

Fast wurde die Kette dieser Erinnerungen zu lang; nur noch ganz seltsame Eindrücke, wie etwa der Besuch auf dem Zauberberge der

Insel *Lorghatten*, prägte sich mit voller Kraft ein. Das ist eine Kuppe von der Form eines 250 Meter hohen Napoleonhutes, die aus dem Wasser aufsteigt und mitten in ihrem Bergkörper ein großes Loch zeigt, durch das man hindurchsehen kann. Steigt man zu diesem merkwürdigen Durchguß empor, so findet man eine mächtige, tunnelartige Naturhöhle; sie ist 12 bis 24 Meter breit und bis zu 70 Meter hoch und hat eine Länge von 163 Metern. Das ergibt schon an sich einen phantastisch-malerischen Eindruck, so daß man sich nicht wundern würde, irgendwo den Zauberer mit seinem Drachen hervorkommen zu sehen. Aber mit dieser Phantastik eint sich eine wunderbare Schönheit, und die beruht in dem Blick, den man durch diesen grandiosen Rahmen hindurch auf die Schären hat, die wie eine Herde großer Riesentiere das unter einem liegende Meer bedecken. Es ist ein Theatereffekt, aber ein guter.

Etwas von solchem Theater haben auch die Fjorde, die wir nun noch sahen. Die stille Größe Spitzbergens macht gegenüber Überraschungslandschaften empfindlich, und unwillkürlich muß man an Kulisse und an Szenenverschiebung denken, wenn man sich diese Fjorde vergegenwärtigt. Und doch, wie malerisch breitet sich die Natur im *Romsdal* zwischen *Naes* und *Horgheim* — wie entzückend weich schmiegt sich *Molde* in die Linien einer Landschaft, in der die Gebirgsketten wie ein Hauch über dem silbrigen Wasser stehen —, wie zauberhaft fallen die Schleier der sieben verschwisterten Wasserfälle des wildzerklüfteten *Geirangerfjords* von der Höhe herab, und welche Schönheit entfaltet endlich der berühmteste aller Fjorde, der *Sonjefjord*, die Stätte der *Frithjoffsage*. *Wangnaes*, wo *Frithjofs* Hof stand, ist ein wundervoller Fleck Erde, dem man lieber nicht durch einen fragwürdigen Bronzeriefen den intimen Maßstab nehmen sollte, und *Balholmen*, die Stätte, wo *Ingeborgs* Waterschloß stand, liegt so freundlich an die Berge geschmiegt, daß man wohl begreift, wie hier die Häupter der norwegischen Landschaftsmaler ihren Sitz aufgeschlagen haben. Von hier blickt man in den Arm des *Nærofjords*, der an überraschender Romantik alles Bisherige übertrifft; immer enger schieben sich die schöngeformten Berge zusammen; immer wieder glaubt man, am Ende des Einschnittes angelangt zu sein, und immer aufs neue öffnet sich über-

raschend ein Tor, und man sieht in ein neues Zauberbild, bis schließlich Gudvangens farbige Häuser auftauchen und wirklich den Abschluß des Wandelpanoramas bilden.

Hier endet die Reise mit einer Landpartie. Von Gudvangen geht es zu Fuß und zu Wagen das Naerotal herauf zum berühmten Hotel Stahlheim, das, am Knotenpunkt verschiedener Täler, hoch auf einer Paßkuppe liegend, einen ungewöhnlich reichen Einblick in dieses schönheitsgesegnete Land gewährt. Noch lange streiften wir in der dunklen Sternennacht auf den Wegen des Passes umher, ehe wir einmal wieder die Ruhe eines landfesten Bettes genossen. Und es war gut, daß wir an diesem Abend noch möglichst viele Eindrücke einheimsten, denn am anderen Morgen begleitete uns ein ununterbrochener Regen über Vossvangen nach Bergen, so daß wir pudelnäß waren, als wir unseren „Kong Harald“ im Bergener Hafen wieder trafen.

Nun ging es wirklich heim, und das war nötig, denn schon die letzten Tage vermochte die übersättigte Phantasie den Eindrücken nicht mehr voll gerecht zu werden, die sich ihr boten. Und doch trennte man sich schließlich ungern von der ganzen Schar derer, mit denen man all diese Schönheit erlebt hatte. Da waren zwar einige Karikaturen, die wir manchmal verwünscht hatten, denn ob nun die Berliner Witwe mit ihren durchbrochenen Seidenstrümpfen oder die groteske, alte Vagabundin, die bei der festlichen Polartaufe den Namen „Polarveilchen“ erhielt, mit den grauen, selbstgestrickten Socken sich beim Anstieg auf einen Gletscher von majestätischer Landschaft abhob, wir dachten in beiden Fällen, es wäre gar nicht schade, wenn hier alle lieben Mitmenschen plötzlich unsichtbar würden. Aber daneben lernten wir auch einige so liebe und feine Geister kennen, daß ihr Bild mit den besten Erinnerungen unlöslich verschmilzt. Leider konnte mein Bruder nicht alles voll mitgenießen, denn als wir uns von Spitzbergen wieder bewohnten Gegenden zuwandten, brach bei ihm ein heftiger Anfall einer Malaria los, die er sich bei seinen Reisen in Britisch-Malaya geholt hatte. Der Übergang von der völlig bakterienfreien Luft der arktischen Welt zu der animalisch verseuchten Atmosphäre, in der wir zu leben gewohnt sind, scheint den heimtückischen Tieren Gelegenheit zu einem Vorstoß gegeben zu haben. Und so bot mein Bruder den Ärzten das ungewohnte

und höchst interessante Bild einer Malariaerkrankung hoch über dem Polarkreis.

Zu einem rechten Erholen ist aber auch unter normalen Umständen diese Reise nicht gerade angetan. Es ist zuviel des Seltsamen und Erregenden, was man in sich aufzunehmen hat. Wenn man nach den wenigen Wochen wieder im Hamburger Hafen einfährt, hat man ein Stück Welt kennengelernt, das ganz abseits der Eindrücke liegt, in denen sich die Phantasie bisher bewegt hat. Es ist, als hätte man ein uraltes ewiges Lied gehört, das da singt vom Schicksal der Welt. Während wir Vergangenheit und Zukunft unwillkürlich nur zu denken vermögen in der Zone des Lebens, in der sich alle die mächtigen Spannungen der Völker entladen, rückt leise und unabwendlich das bleiche Reich des ewigen Eises vom Norden über die Menschheit herein. Staunend hat man einen Augenblick durch das Tor gesehen in dieses stille Jenseits alles lebenden Getriebes, und man hat einen Ton erlauscht, der wie ein ferner, überirdischer Klang im Ohre weiterschwingt.

Eine Studienreise nach England

Es war merkwürdig, wie viele Dinge im Laufe der Zeit zusammenkamen, die mich im Sommer 1912 nach England lockten, ja allmählich fast zu einer Reise dorthin zu zwingen schienen.

Für die endgültige Gestaltung der Oberlichtanlagen der neuen Hamburger Kunsthalle mußte ich Christies Auktionsäle in London und das Museum in Liverpool sehen; immer gebieterischer begann die Kleinwohnungsfrage an mich heranzutreten, und es gehörte zur unbedingt nötigen fachmännischen Übersicht, kühne Versuche auf diesem Gebiete, wie Letchworth und Port Sunlight, zu kennen, vor allem aber trat bei der Einzelausbildung, die jetzt der Hamburger Stadtpark erforderte, das Bedürfnis hervor, Meisteranlagen großer Parks auf mich wirken zu lassen, und an ihnen einen Maßstab zu gewinnen für das, was die große Aufgabe forderte, die man mir anvertraut hatte.

Wohl hatte ich schon manchen herrlichen Park gesehen, aber wie anders man solch ein Werk anschaut, wenn man es mit dem Blick

des selber Schaffenden betrachtet, hatte ich noch um Ostern in Potsdam erlebt, als ich zum gleichen Zwecke zu den Anlagen von Sanssouci gepilgert war. Ich hatte alles mit völlig neuen Augen gesehen: nicht nur im Genuß der Wirkung, sondern im bewußten Genuß der Mittel, die zu dieser Wirkung führten. Wie war es lehrreich, an diesem noch im winterlichen Astwerk gleichsam als Federzeichnung wirkenden Park die Ökonomie in der Verteilung von Laubholz und von Nadelholz zu studieren, und welche eigentümlichen Einblicke in das Wesen räumlicher Pflanzenwirkungen gewährte die merkwürdige Entdeckung, die ein Vertiefen in die Originalentwürfe an Ort und Stelle zutage förderte: daß nämlich einige der entscheidenden Akzente des augenblicklichen Eindrucks gar nicht beabsichtigt waren, sondern sich daraus ergaben, daß einstige Hecken im Laufe der Zeit zu großen Alleewänden ausgewachsen sind. Erst ganz bewußte Beobachtungen und kritische Vergleiche geben auf dem Boden der gärtnerischen Architektur eine wirklich lebendige Vorstellung von den Ausdrucksmitteln, die dem Schaffenden zur Verfügung stehen.

Diese Ausdrucksmittel an den großen englischen Parks studieren zu können, hatte mich ein beinahe leidenschaftliches Verlangen gepackt. Wenn mir bald hier, bald da Bilder solcher englischen Schöpfungen in die Hand kamen, schienen sie mir ein besonders reiches und starkes Leben zu atmen, so daß mir die französischen Meisterwerke daneben beinahe verblässen wollten. Aber wie sollte man an diese Welt herankommen? Das waren keine zu öffentlichen Anlagen umgestaltete Parks wie Versailles, Fontainebleau, Saint Cloud oder Saint Germain-en-laye, das waren private Besitze, die im Lande irgendwo verstreut liegen, fernab von der großen Heerstraße, ja, meist in jener märchenhaften Vereinsamung, die nur der um sich herum zu erzeugen vermag, der über Latifundien gebietet.

Ich suchte mir einen Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage zu verschaffen; Lichtward, von dem ich mit Sicherheit eine Antwort erwartete, bezeugte mir, in dieser Welt nicht Bescheid zu wissen, und auch Muthesius schrieb, er könne mir außerhalb Englands kein Programm für meine Absichten aufstellen, das müßte man in England selbst tun.

Damit war mir nun wenig genügt, denn das hätte angesichts der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, viel zu lange gedauert. So suchte ich mir denn selbst zu helfen, und in Gemeinschaft mit meinem Reisegefährten Karl Brunke, der als Vorsteher der Abteilung, in welcher die geschäftliche und banliche Leitung der Ausführung von Kunsthalle und Stadtpark lag, an allen gleichen Fragen lebhaften Anteil nahm, wurde mittels einer Durchsicht aller Veröffentlichungen, wie „Studio“ oder „English Gardens“ eine große Liste derjenigen geheimnisvollen Schloßnamen zusammengestellt, deren Bilder uns besonderen Eindruck machten. Aus dem Durcheinander dieser Liste ersah man bald, daß eine Reihe jener Anlagen, bei deren Abbild man immer aufs neue mit Entzücken stutzte, in einer gewissen Zone beieinanderlag. Der Baedeker erzählte, daß es die „Dukerie“ und ein Teil von Derbyshire war, wo man diese Parks zu suchen hatte, und bald stand uns fest, daß es galt, von einem geschickt gelegenen Punkte aus in diese Gebiete hereinzudringen. So verließen wir uns denn auf unser Glück und zogen ohne weitere Empfehlungen oder Anleitungen zur Bewältigung eines umfangreichen, selbstgefügtten Programms los.

Die Art, wie wir die vornehme Expedition begannen, war auch äußerlich höchst vornehm. Die Hamburg-Amerika-Linie hatte uns in ihrer gastfreien Weise die allerschönsten Kabinen eines ihrer Luxusdampfer zur Verfügung gestellt, was zwischen Hamburg und Southampton deshalb durchzuführen ist, weil vielfach erst dort die reichen Amerikagäste an Bord kommen. So lebte ich denn zwei Tage lang als Abbild des Inhabers des zweitgrößten amerikanischen Bankhauses, Kuhn, Loeb & Co. An meiner Luxuskabine stand sein Name, und wenn ich an Deck auf meinem Liegestuhl lag und die neugierigen Mitreisenden sich über ihre Gefährten orientieren wollten, dann lasen sie an diesem Stuhle zu meinem großen Vergnügen, daß sein Inhaber nichts Geringeres war als Mr. Schiff sen. Das Leben, das man in diesen zwei Tagen zu führen beginnt, gibt zugleich mit allen seinen Begleitumständen einen deutlichen Geschmack von den Reizen des millionenhaften Daseins, und ich kann wohl sagen, daß die schlaffenartige Faulheit in Sonnenschein und Meeresluft mir nach der Arbeit meiner Hamburger Tage so gut gefiel, daß ich sie gern noch ein bißchen fortgesetzt hätte, als Southampton

in Sicht kam und wir in das Getriebe unserer Reiseabsichten herein-gezogen wurden.

Wieder war es, wie einst bei meinem ersten Besuch in London, ein Sonntag, an dem ich die Stadt betrat, und wieder erlebte ich das irreführende Bild einer halb ausgestorbenen, verschlafenen Residenz; aber dieses Mal wußte ich Bescheid, wo das Leben zu finden war. Wir gingen sofort vom Hotel zum Hyde-Park und mischten uns in das bunte Volksgetriebe, das hier auf Wiesen, Wassern und Wegen durcheinanderflutet. Da hatten wir gleich das, was beim Hamburger Stadtpark entwickelt werden sollte — den bewohnten Volkspark, das offene Haus mit vielen Räumen, die betreten werden, und in die man nicht, wie bei den meisten deutschen Parks, nur gleichsam von der Straße aus hereingucken darf. Diese Art des Benutzens ist im Hyde-Park muster- gültig ausgebildet, betrachtet man ihn aber vom Standpunkt der künst- leri- schen Gestaltung, so ist er eine Enttäuschung. Er ist eine rein male- rische Arbeit mit all ihren Zufälligkeiten, zu deren Lob man nur her- vorheben muß, daß einzelne Aueen energisch ausgebildet und die Wiesen- flächen nicht kleinlich zerstückelt sind. Was er eigentlich sein könnte, sieht man erst, wenn man ihn in dem Teil näher betrachtet, der sich „Kensington-Gardens“ benennt. Da entdeckt man mit steigendem Inter- esse, wie hier unter den wuchernden Massen der malerischen Gebilde die klaren Linien einer strengen alten Anlage großen Stiles zum Vor- schein kommen: dicht am Kensington-Palace ist sie mit ihren Wasser- anlagen, Aueen und Terrassen noch unverwischt geblieben, dann wächst das Alte und das Neue unmerklich ineinander, aber der forschende Blick des Architekten findet die Spur des alten Geistes doch überall wieder heraus, und allmählich entsteht vor ihm ein Bild von edler Großartig- keit, neben dem die populären Effekte der neuen Zeit in nichts versinken.

Wir waren ganz begeistert, als sich uns in den ersten beiden Stunden des Londoner Aufenthaltes dieses unerwartete Geheimnis enthüllte, und voll Entdeckerfreude spürten wir weiter in der Nähe des alten Palastes herum, obgleich hier der Zutritt verboten war. Und es lohnte sich, denn plötzlich, als wir eine kleine Pforte durchschritten, standen wir in einem eng umhegten Garten, der dalag wie ein schöner Traum. Ein alter Laubengang beschnittener, knorriger Buchen rahmte ihn ein, und aus

den Durchblicken dieses schattig-dunklen Ganges sah man in ein tieferes Rasenparterre, durchzogen von malerisch gepflasterten Wegen, die ein flaches Wasserbecken umfaßten; es war überwuchert von Lilien, während sich Saxifragen, Veilchen, Helleborus und Sedum zwischen dem Stein- werk der Einfassung hervordrängten. Das ganze Rechteck des Gartens aber war am Innenrande des Laubganges umsäumt von einem glühen- den Staudenstreif, der alle Prächte der Farbe und Form in sich ver- einte, die Pflanzen hervorzuheben können. Ein altes Bronzewerk stand in der Mitte des Wassers. Alles war lautlos still, als schliefe irgendwo die Prinzessin, die in diesem Garten lustwandelt. Mitten im Strudel des Londoner Lebens liegt hier vergessen und unbeachtet dieses Märchen, eines der schönsten Märchen, das man sich denken kann, und uns wurde es als Einleitung zu einer Parkreise erzählt.

Ganz beglückt über diese unerwartete Ausbeute des ersten Nachmit- tages zogen wir im Dunkeln wieder ins Straßengewirr Londons zurück und freuten uns, wie hier alles im Scheine des nur halbhellen künstlichen Lichtes geheimnisvoll und monumental geworden war. Das Häßliche verschwand, und nur die schimmernden Säulen und Türme der großen Kalksteinbauten leuchteten leise. Es ist eine Eigentümlichkeit Englands, daß dieser Stein, während er im übrigen, ebenso wie alle Baustoffe der Großstadt, dem tiefen Schwarz der Kohleeeinflüsse verfällt, an der Wetterseite einen gleichmäßigen Silberton erhält, so daß ein in diesem Material errichtetes Bauwerk immer aussieht, als ob es beleuchtet wäre. Das trägt viel dazu bei, daß die Straßen und Plätze, die von diesen palladianischen Bauten der Zeit eines Christopher Wren be- herrscht werden, ganz wie Radierungen des Piranesi wirken.

Wenn wir nun gedacht hatten, es würde so weitergehen mit Londoner Parkentdeckungen, so hatten wir uns allerdings gründlich getäuscht. Was London in dieser Beziehung an für uns Wesentlichem bietet, hatten wir mit nachtwandlerischem Instinkt in den ersten Stunden betreten. Wie sehr wir auch suchten — St.-James-Park, Regent-Park, alle die neuen öffentlichen Anlagen, zeigten keine wirklich gestaltungs- kräftige Gesinnung. Es sind nur etwas großartigere Pflanzenhäufungen, wie wir sie in Deutschland in den Städten sehen, die noch nicht berührt sind vom Hauch der neuerwachenden Erkenntnis, daß die Gartenanlage

der Großstadt nichts anderes ist als ein Stück ihrer baulichen Struktur, und daß ihr Ziel sein muß, organisch den Rhythmus der baulichen Linien weiterzuspinnen in der Sprache des lebendigen Wachstums. Auch die berühmten Anlagen von Kew-Gardens konnten uns keinen besseren Begriff von der heutigen öffentlichen Gartenkunst Englands geben. Da erlebt man wohl herrliche Einzeleindrücke wundervoll entwickelter Pflanzengruppen, aber das geistige Band, an das diese Eindrücke gereiht sind, wirkt doch nur willkürlich und banal.

Man mußte schon wieder in alte Zeiten zurücktauchen, um auf seine Rechnung zu kommen. Tat man das aber, etwa indem man zum alten Park von Hampton-Court herausfuhr, dann erlebte man wieder den Geist einer ungewöhnlich reizvollen Kultur. Der Garten in Hampton-Court ist gar nicht besonders prächtig, architektonischer Aufwand tritt bei seiner Ausstattung ganz in den Hintergrund, alles wird erreicht durch die klare Staffelung der Linienführung und durch die meisterhafte Verwendung der Blumen. Hier läuft an der ganzen endlosen Länge der Südseite des Schlosses ein Staudenbeet hin, das man nie wieder vergessen wird, so festlich zieht sich dieses reichgesteckte Band durch die Natur. Auch hier ist dann die volle Entfaltung des Zusammenklingens architektonischer und gärtnerischer Effekte auf kleinem engumschlossenem Raum erreicht: ein ähnlicher „Pond-Garden“ wie im Kensington-Palace liegt versteckt neben der großen Anlage, und wir begannen hier zu merken, daß wir in London in jenem Märchengarten nicht nur auf ein ungewöhnlich entzückendes Stück Gartenkunst gestoßen waren, sondern auf eine Form, von der rings im Lande die schönsten und mannigfachsten Stecklinge gemacht sind.

Aber das sollten wir erst später genauer sehen. Einstweilen hielten wir uns in London an andere Dinge. Zunächst kamen die Auktionsäle von Christie dran, wo Lichtward zuerst auf das „Laternenlicht“ aufmerksam wurde. Als er hier einst alte bekannte Bilder zur Versteigerung wieder sah, dachte er anfangs, sie seien inzwischen restauriert worden, weil sie so viel kräftiger zu blühen schienen, bis er schließlich merkte, daß es nur die günstige Beleuchtung des hochliegenden, Laternenartigen Seitenlichtes war, was diese Verjüngung bewirkte. Wir prüften die dortigen Verhältnisse an den inzwischen in Hamburg gemachten Mo-

dellen, was sehr lehrreich war. Zwischen diese Studien legten sich aber mannigfache andere Erlebnisse bleibender Art, ich wenigstens rechne drei Eindrücke dazu, die gleichsam als prächtige Lugsverzierungen das umfangreiche berufliche Programm, das wir zu erlebigen hatten, umspielten.

Der erste war die Anna Pawlowna, die mir eine künstlerische Überraschung wurde. Ich glaubte, als besonderer Freund der Wiesenthals und der Aotilde von Derp, den altmodischen Epizentanz gar nicht mehr ertragen zu können, und hier zeigte sich's einmal wieder, daß in der Kunst die „Richtung“ ganz gleichgültig und die Person alles ist. Was war das nur, was man da gesehen hatte, bald in den verlöschenden Zuckungen des „Sterbenden Schwans“, bald in wildem Bacchantentanz? Eine Gutmaterialisierung des menschlichen Körpers, eine sichtbar gewordene, rhythmische Kraft, eine Zauberverbindung von Form und Bewegung; das gewöhnliche fleischlich-sinnliche Ballett wird zu einem transzendenten Erlebnis, und man glaubt, eine Urkraft einen Augenblick belauscht zu haben.

Das zweite war der Maler, der eigentlich zu dieser Frau gehörte: Whistler. Wie würde er verstanden haben, das Unfigurbare dieser Kunst festzuhalten. In der Tate-Gallery war eine Ausstellung aller seiner Werke, soweit man ihrer aus Privatbesitz habhaft werden konnte, etwas, was man nicht leicht wieder erlebt. Sieht man den Reichtum und den sprühenden Geist dieser Schöpfungen so zu einem Eindruck vereinigt, dann kann das Auge weit in der Kunstgeschichte herumstreifen, bis es eine Erscheinung findet, die sich neben dieser Kunst behaupten kann; Jan Vermeer van Delft ist einer der wenigen Punkte, wo man haltmacht. Ich hätte wohl eines seiner Werke zwischen diese Whistler hängen mögen, um zu sehen, ob es wahr ist, was ich vermute, daß sie geschwisterlich zusammenpassen.

Der dritte Eindruck spielte sich auch im Reiche der Bilder ab. Im Hotel traf ich meinen Münchener Freund, Professor Huber-Feldkirch, der jetzt an der Düsseldorfer Akademie wirkt, und mit dem alten Eduard von Gebhardt zusammen nach London gekommen war, um die Galerien zu genießen. Einen solchen Streifzug machte ich mit, und es war köstlich, den schönen alten Mann vor seinen Lieblingsbildern erglügen zu

sehen. Er erregte übrigens nicht wenig Aufmerksamkeit, denn er hatte es verstanden, seinen Regenschirm durch die Sperre der National-Gallery zu schmuggeln, und hier in den Sälen spannte er ihn in aller Gemütsruhe auf, um so das Spiegeln der Oberlichter in den Verglasungen der Gemälde abzublenzen, eine Maßregel, die sehr nötig ist, denn seit gewisser Suffragettenattentate sind fast alle wertvollen Meisterwerke durch Glas geschützt. Als ihn die Diener so mit offenem Schirm durch die Säle wandern sahen, meinten sie zuerst, ein Verrückter habe sich eingeschlichen. Aber er setzte sein System mit so viel liebenswürdiger Überzeugungskraft aneinander und machte dabei einen so ehrwürdigen Eindruck, daß die Wächter ratlos waren und ihn wenigstens eine Zeitlang gewähren ließen.

Leider konnten wir solche Nebengenüsse nur flüchtig kosten, denn die Uhr unseres Programms ging gebieterisch weiter, und eines Morgens saßen wir wieder im Zuge und fuhren nordwärts nach Nottingham. Eines der besonderen Dinge, für die wir im Hinblick auf den Stadtpark Anregung haben wollten, waren Badeanlagen im Freien, und ein unkontrollierbares Gerücht behauptete, so etwas gäbe es in Verbindung mit einer Schule in Nottingham. Als wir die trübseelige, aber rührige Fabrikstadt betraten, ging es aufs Geratewohl zur ersten Public-School, und hier wurde der Hausdiener einem Kreuzverhör unterworfen. Richtig, fern im Osten der Stadt gab es eine Schwimmanlage in Verbindung mit einer neuen Schule. Wir wanderten heraus und fanden ein primitives Bad in einem schuppenartigen Bauwerk, das uns nicht viel zu sagen hatte. Nur die Tatsache als solche bestärkte mich in meiner Meinung, daß die Volksschule der Zukunft sich vielleicht von der Turnhalle zur Schwimmhalle herüberentwickelt. Die Verbindung mit dem Wasser unterbindet das Turnen durchaus nicht, und man hat den Vorteil dabei, ohne Stauberscheinungen den ganzen Leib hygienisch zu pflegen. Der Architekt vermochte an diesem Schulbad nichts zu lernen, wohl aber gibt ihm der Typus der englischen Volksschule höchst interessante Eindrücke: an Stelle unserer hochragenden Bauten findet er auch inmitten der Stadt flach gedehnte, ländlich wirkende Anlagen, die nur ein Erdgeschöß haben. Ein großer Mittelraum dient allgemeinen Versammlungen für Gottesdienst, Ansprachen oder gemein-

same Übungen; rings herum liegen die Klassen, die alle von außen durch Glaswände hindurch eingesehen werden können, Korridore sind möglichst gespart, bisweilen vereinigt sich mit den gemeinsamen Räumen ein innerer Hof, der von einem Gang umzogen ist und einen Klostergangsähnlichen Charakter trägt. Das Ganze macht den Eindruck eines patriarchalischen Betriebes, in dem das familiäre Wesen weit mehr unterstrichen ist als bei uns in Deutschland. Es beruht auf dieser Durchsichtigkeit und Eingeschlossenheit des ganzen Gebäudes, zwei Faktoren, die für unsere deutschen Verhältnisse kaum in Betracht kommen können; dem ersten steht die vertieftere Form unseres Unterrichtes, die größere Ungestörtheit erfordert, dem zweiten die Preislage unseres städtischen Baulandes entgegen.

Nach diesem Abstecher ins Gebiet der Schule ging es dann endlich unserem eigentlichen Ziele entgegen. Etwas nördlich von Nottingham liegt am Rande des durch den Robin-Hood-Sagenkreis berühmten Sherwood-Forest das fleißige Städtchen Mansfield. Es ist der Schlüssel zu einem der geeignetesten Gebiete Englands. Der Wald geht hier über in ein liebliches, von Hainen und Wiesen durchsetztes Gebiet, das wie durch Zauberwort in seinem ungestörten, idyllischen Charakter festgehalten ist; weit und breit gehört es vier edlen „Dukes“, die hier ihren Herrscheritz aufgeschlagen haben und an einzelnen Stellen in die Unberührtheit dieser liebevoll gepflegten Landschaft heimliche Wunderwerke kultiviertester Kunst hereinzuwirken verstanden. Dieses Gebiet wird bezeichnet mit dem Namen der „Dukeries“, und in seiner herrschaftlichen Geschlossenheit dürfte es wohl etwas sein, was man nur in England zu finden vermag, dem Lande der märchenhaften Luginsünder.

Mansfield ist ein gemütliches kleines Städtchen, und wer das Glück hat, im „Swan“ Unterkunft zu finden, kommt in ein altmodisches Wirtshaus von Dickens-artiger Behaglichkeit. Man glaubt beinahe, in ein Privathaus zu geraten, so intim ist der Zuschnitt und so persönlich die Form, wie die Damen des Hauses den Gast empfangen und im Drawing-Room und Speisezimmer den Ton des Lebens angeben. Nur die Art, wie sich in einer langgestreckten Glashalle, in welcher der Eingang liegt, der Verkehr der Reisekutschen in behäbiger Breite mit dem Verkehr der Menschen mischt, gibt den eigentümlichen Gasthof-

Charakter; aber es ist, als wehte hier noch die Luft der alten Postkutschzeit, wo der Wagen eine viel persönlichere Rolle spielte als in unseren Zeiten. Wir selber paßten uns diesem Stil dadurch an, daß wir für die nächsten Tage ein Automobil nahmen und uns dadurch die Möglichkeit verschafften, die ganzen Schätze, die ringsumher verstreut liegen, genießen zu können.

Unser erster Besuch galt dem Duke of Portland, der auf Welbeck-Abbey halbwegs zwischen Mansfield und Worksop seine Hauptresidenz aufgeschlagen hat und unter den Großen ringsum der Größte ist. Meine Visitenkarte öffnete die Tore, und es tat sich eine Welt auf von einem Lebenszuschnitt, den man wohl nicht häufig wiederfindet.

Der Herzog hatte uns seinen Sekretär zum Begleiter gegeben, und als der merkte, daß ernsthafte Studien uns hierherführten, wurde er bald warm. Dem alten Schloß wurde nur eine flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt, wohl aber besichtigten wir eingehend ein gar merkwürdiges Gebilde, von dem man nicht recht sagen kann, ob es mehr Schloß oder mehr Parkanlage war. Ein Vorfahre des Herzogs hatte um die Wende des 18. Jahrhunderts dem Reiz, selber ein Schloß zu bauen, nicht widerstehen können. Da er sich aber klar darüber war, daß eine weitere große Baumasse dem Park gefährlich werden mußte, beschloß er, ein unsichtbares Schloß zu bauen: er versenkte es in die Erde. In einem Bezirk des Parkes stößt man auf breite vertiefte Gräben, deren Rasenflächen von Blumen umblüht sind; zierliche Brücken führen über sie herüber zu streng stilisierten Gartenflächen, die vor allem durch immergrüne Kübelpflanzen belebt und gegliedert sind. Wenn man sie betritt, ergeht man sich auf den Dächern des neuen Schlosses, die mit dem Parkboden in Erdgleiche liegen. Der ganze Bau ist eingeschossig und erhält sein Licht durch jene breiten vertieften Streifen. Wenn man im Innern dieses merkwürdigen Bauwerks ist, merkt man nichts von diesem Trick, man sieht durch normale Fenster auf die Grasflächen und Blumenbeete jener Gräben. Das Schloß aber entfaltet riesige Dimensionen. Da sind Ballsäle und Gemäldeammlungen, Speisesäle und Galerien; eine Reitschule von 155 Metern Länge gibt den Maßstab an, den alle Räume tragen; sie erstrecken sich auf eine Ausdehnung, die 1½ englische Meilen betragen soll, und gebrauchen eine eigene unterirdische Kleinbahn, um

die Küchen mit den Speiseräumen zu verbinden. Man kann nicht leugnen, daß das Ganze eine eigenartige Sehenswürdigkeit ist, die wohl nicht ihresgleichen in der Welt besitzt, — aber bemerkenswert wird sie nur, weil sie mit seltsamer Deutlichkeit zeigt, mit welcher Ehrfurcht hier der Kultus der Natur getrieben wurde. Wirklich wird ein völliges Übergewicht dessen erreicht, was die erste Rolle zu spielen berufen ist: des Parks.

Es ist nutzlos, ihn schildern zu wollen; wer hat schon das Bild eines Parks zu geben vermocht? Bei einer solchen, für den englischen Geist charakteristischen Schöpfung ist es besonders schwer, weil sie auch da, wo sie im großen Stil arbeitet, nicht, wie etwa vergleichbare französische Leistungen, einem deutlich ausgeprägten architektonischen Schema folgt, dessen Prinzip in verhältnismäßig wenigen großen Linien festgelegt werden kann; nein, der architektonisch gestaltende Geist verbindet sich viel unauffälliger mit der Natur: er unterwirft sie nicht mit großer herrischer Geste seinem gestaltenden Willen, sondern entwickelt die Ausprägungen dieses Willens aus den individuell gegebenen Naturverhältnissen. Wird in den französischen Gärten im allgemeinen mit den Mitteln der Natur ein Stück architektonischen Raumes geschaffen, so wird in den englischen Parks mit den Mitteln der Architektur ein Stück Natur zum Raum umgestaltet. Auch hier in Welbeck-Abbey geben große, regelmäßige Alleen, die zum Schlosse in Beziehung stehen, das Rückgrat der Anlage, aber sie führen nicht auf einen architektonischen Abschluß; schon die Behandlung der Gehbahn, die als weicher Rasen ausgebildet ist, bereitet darauf vor, daß das Ganze ausklingt in einen feinen Landschaftlichen Eindruck. Alle formalen Ausgestaltungen bilden in ähnlichem Sinne einen Übergang von Architektur zu Landschaft. Die Räume des Hauses setzen sich gleichsam fort in der Natur, und ebenso wie sie im Bauwerk nicht nach dem strengen Schema des klassischen Palastes aneinandergereiht sind, geschieht diese Reihung in der Natur nach einem freieren System. Die Säle des Inneren erweitern sich zu offenen, von Steinbrüstungen umgrenzten Terrassen, davor liegen blumengeschmückte Räume, deren mit Steinplatten belegte Wege einen Wasserfleck umgeben. Die Blumenkultur geht allmählich über in wiesenartige Rasenflächen, die von gleichmäßigen Bäumen und Hecken umschlossen werden,

und Einzelanlagen besonderer Art gliedern sich halb versteckt daran: Zaubergärten aus Rankrosen an hohen Pergolen, wildumwucherte Laubengänge, phantastische Gebilde aus beschnittenem Larus.

Mitten zwischen all diesen reizend gepflegten Stätten begegneten wir dem Herzog selber, der Rosen okulierte; was er uns gastfrei bewundern ließ, war ein Stück seines eigensten Werkes. Und das fühlte man auch deutlich, daß hier ständig eine kultivierte persönliche Kraft weiter am Wirken war, und man nicht vor einem Gebilde stand, das, einmal erdacht, fertig ist und sich selber überlassen wird. Dieser tiefe Unterschied, der zwischen den repräsentativ stilisierten Anlagen der französischen Kultur und den *be wo h n b a r* stilisierten Anlagen der englischen Kultur besteht, prägt sich darin noch besonders deutlich aus, daß man von dem Begriffe eines solchen englischen Herrschaftsparks das Bild des Nutzgartens gar nicht trennen kann; er ist ein wichtiger Teil der Eindrücke, und man kann fast sagen, der Stil des Lebens spiegelt sich in der Uppigkeit der Gemüse- und Obstkultur vielleicht am allerdeutlichsten. Es ist eine eigene Lust, zwischen diesen Klar umhegten, vornehm gefaßten Feldern umherzugehen, in denen die edelsten Nutzpflanzen in einer Vollkommenheit und Fülle nebeneinander prangen, die nicht zu übertreffen ist. Und alles ist wieder durchsetzt von leuchtenden Blumen und gerahmt von ehrwürdigen Mauern und Hecken.

Als das konnten wir beim Herzog von Portland nach Herzenslust besuchen. Bei seinem Nachbar, dem Herzog von New-Castle in *C l u m b e r - H o u s e*, brauchten wir nicht bis in diese Intimitäten vorzudringen: den Haupteindruck geben die berühmten Terrassengärten, die vor dem Schloß bis an das Ufer des freundlichen Poulterflusses herabreichen. Hier ist ein großes Aufgebot architektonischer Gartenmittel entfaltet, so daß Balustraden und Vasen in bewußtem Gegensatz treten zu der friedlichen Natürlichkeit der Landschaft, die sich jenseits des Flusses breitet, — ein Idyll, dessen Lieblichkeit noch durch große Scharen schneeweißen Damwildes gesteigert wird. Unmerklich geht der herrliche Park in die *Alleen von L h o r e s b y - H a l l* über, das als dritter und äußerlich anspruchsvollster Herrensitz diese Gründe von *Cherwood-Forest* beherrscht und doch nur wie ein schöner Ruhepunkt in der Landschaft wirkt. Es wird selten einen weiten Strich Landes geben, in dem Kunst und Natur so eng mitein-

ander verwachsen sind, und wo man sie so unmittelbar nebeneinander genießen kann, ohne daß sie sich gegenseitig stören.

Auch wenn man mehr nordwärts von Mansfield aus ins Land streift, trifft man überall auf alte Schlösser. Unsere Fahrt brachte uns zunächst nach *Hardwick-Hall*, einer Besitzung des Herzogs von Devonshire, einem höchst monumentalen, ersten Gebäude, das innen und außen unberührt die elisabethanische Zeit widerspiegelt. Manches ließe sich aus diesem Schlosse von schönen alten Bildern, gewölbten Treppen und ehrwürdigen Sälen sagen, aber wir hatten eigentlich nur offene Augen für die Parks, und da zeigte uns *Hardwick-Hall* einen neuen, höchst wirkungsvollen Typus. Ähnlich wie das Schloß in großen, einfachen Formen in der Landschaft steht, war der Garten in großen, einfachen Quadraten gegen die Landschaft abgeschlossen; einzelne dieser Quadrate waren in bestimmten Rhythmen in der Mitte umpflanzt mit einem Kranz dichter Bäume, in deren Innern die Obst- und Küchengärten als abgeschlossene Sondereindrücke eingebettet lagen. Der ganze repräsentative Zusammenhang der Biergärten aber wurde durch ein riesiges Aufgebot immergrüner Hecken und beschnittener Sträucher erreicht, die eine Stimmung von schwerblütiger Festlichkeit um sich verbreiteten. Die steife Pracht des elisabethanischen Kostüms hatte sich auch auf den Garten erstreckt, und man empfand, daß einst eine erstaunliche Einheitlichkeit zwischen Raum und Staffage geherrscht haben muß.

Diese Welt der prunkliebenden Zeit am Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert setzt sich dann in den Eindrücken von *Bolsover-Castle*, das einige Meilen weiter nördlich liegt, wirkungsvoll fort. Hier gibt ein altes normannisches Kastell dem späteren Bau sein charakteristisches Gepräge. Hohe Trakte umschließen rings einen mächtigen Hof, der entzückend als stilisierter Garten angelegt ist. Auf den Terrassen der Dächer spaziert man um diesen Kern herum und blickt weit heraus auf das lebenswürdige Land.

Diese Bezeichnung verdient *Derbyshire* mit seltenem Recht; wir durchquerten es ganz von Osten bis Westen, und überall zeigte es die gleiche, unangetastete Anmut, überall schöne Wiesen mit Baumgruppen von jener seltenen Schönheit, die fast an die unwahrscheinliche Vollkommenheit alter *Calamescher* Baumschlagzeichnungen erinnert. Gute

Straßen und schöne Alleen durchziehen diese fatten Bilder, die belebt sind von roten Dächern und buntgeflecktem Vieh. Man könnte meinen, durch einen Paradiesgarten zu fahren, und doch ist das, was man sieht, nur die Rehrseite höchst bedenklicher sozialer Verhältnisse. Es ist ein unnatürlicher Zustand, wie hier in England durch die Latifundienwirtschaft weniger überreicher Herzöge der Grund und Boden der Landwirtschaft entzogen ist und außer einem geringen Weideertrag dem Lugeindruck dienstbar gemacht wird. Dicht neben dem herrlichsten Ackerland wohnt eine Bevölkerung, die im Kohlenbergwerk der mächtigen Parkbesitzer arbeitet; sie hat keinen Anteil an der Sonnenseite des Landes, sondern nur an seiner finsternen Innenseite, und deutlich fühlte man den tiefen Ingrimme über diese Ordnung des Lebens anklingen, wenn man mit Leuten der Bevölkerung sprach. Möchten sie auch in reizenden „model-villages“ angesiedelt sein, wie wir sie vor allem in Bollsöber sahen, das achteten sie wenig, und wenn man ihre Häuschen bewunderte, sprachen sie von dem Glanz der Schlösser, der auf ihrer Arbeit aufgebaut sei. Kurz, man fühlte die stille Spannung eines unnatürlichen Zustandes. Heute ist es eben unnatürlich, ein Stück fruchtbaren Landes „natürlich“ zu erhalten.

Nun, den Besucher braucht das ja zunächst nicht zu beunruhigen; er rollt stundenlang voller Behagen durch einen lieblichen Park, bis feins bewachsene hohe Gartenmauern, ein malerisches Vorwerk und schließlich das stolze Schmiedewerk altehrwürdiger Gitterpforten das Nähen eines neuen Herrenhauses ankündigen. Wir kamen nach *Chatsworth*, dem königlichsten der Derbyshire-Schlösser, dem Sitz des Herzogs von Devonshire.

Diese ersten Eindrücke sind nur Vorläufer, das eigentliche Schloß, ein breitgelagerter Baukomplex in italienischer Spätrenaissance, zieht sich erst weit dahinter vornehm in den Schutz der Pforten eines großen Schloßhofes zurück und macht zuerst auf den kühnen Besucher einen ganz unnahbaren Eindruck. Da die Herrschaften abwesend waren, hielt sich auch anfangs niemand für berechtigt, uns zuzulassen, aber die gute Aufnahme, die wir beim Herzog von Portland gefunden hatten, tat doch überall ihre Wirkung, und schließlich gelang es unserer Energie, in den strengbewachten und festumhegten Wohnpark zu gelangen. Was

sich hier an Anlagen aufstat, wird immer ein unergessliches Erlebnis bleiben.

Nicht die schönen Wasserkünste, die sich weit den Berg hinauf in einer reichgegliederten Achse hinziehen, sind es, was den großen Eindruck macht, sondern eine Folge wundervoll angelegter Terrassen, die sich der sanft ausklingenden Linie des Hügels anpassen. Auf ihnen wird vor dem Hintergrund mächtiger, regelmäßig gesetzter Bäume ein reicher Teppich mannigfacher Wunder ausgebreitet. Flach liegt ein mächtiges, rechteckiges Wasserbecken im grünen Rasen, und ein Kranz von riesigen Zedern spiegelt sich darin; dann beginnt ein Feuerwerk von glühenden Stauden, gefaßt durch alte Steinbalustraden, Vasen tauchen auf in verschörkelten Beeten, und Laubgänge entwickeln sich in mannigfacher und doch geordneter Abwechslung. Das Ganze aber wirkt wie eine Folge von Räumen, geschaffen, um in gesellschaftlichem Behagen den Blick ins friedliche Land zu genießen. In den rückwärts anschließenden Baumpartien findet man noch zahlreiche Überraschungen im Stile der architektonischen Pracht von Caprarola, dem Zauberschloß, das Bignola mitten in den Ciminischen Wald gesetzt hat; im Gegensatz aber zu diesen schattigen kleinen Idyllen ziehen sich sonnige Beete, von Statuen durchsetzt, in vornehmer Pracht zum anmutigen Bau einer Drangerie. Kurz, alle Reize, die eine verfeinerte Gartenkultur aufzuweisen hat, sind hier entfaltet und glühen in jener saftigen Gesundheit, wie ich sie wohl nur in England gesehen habe; was eigentlich „Rasen“ bedeutet, was Stauden hergeben, wie Zedern wirken können, zeigt dieses feuchtigkeitsgefättigte, milde Klima mit einer Vollkommenheit, die nicht zu überbieten ist.

Bei allem pflanzlichen und künstlerischen Prunk ist aber das Eigentümliche dieser königlichen Anlagen, daß sie nie den Charakter der Bewohnbarkeit verlieren, immer für den Gebrauch der Menschen und nicht als Symbol eines Herrscherbegriffes geschaffen zu sein scheinen. Auch Eaton-Hall, des Herzogs von Westminster Sitz, den wir später von Chester aus sahen und der vielleicht noch größere Üppigkeit entfaltet, behält diesen Eindruck, trotz des ungeheuren und unserem deutschen Adel unbekanntem Stiles, in dem sich hier alles entwickelt.

Man kann diese Folge mächtiger Schlösser im Rahmen einer in sich geschlossenen einheitlichen Landschaft wohl nur mit einer einzigen Er-

scheinung auf europäischem Boden vergleichen: den Schlössern an der Loire, die in Frankreich etwa der gleichen Kulturperiode entsprungen sind. Aber gerade durch eine gewisse Ähnlichkeit der Gesamterscheinung offenbart sich, genauer betrachtet, der Unterschied der beiden Länder sowohl einst wie auch jetzt mit besonderer Deutlichkeit.

Einst entstanden jene französischen Schlösser durch die Willensausstrahlungen eines glänzenden Herrschers, die englischen Schlösser aber waren Denkmäler einer herrscherartigen Macht, welche die Großen des Reiches neben dem König behaupteten. Sie waren stark genug, sich eine eigene Kultur zu schaffen und abseits vom Hofe in ihr zu leben. Und jetzt? — Wenn man in den französischen Schlössern hinter die Kulissen blickt, wie ich es bei einer Reise in Frankreich tun konnte, fand man, daß sie heute bewohnt waren von südamerikanischen Millionären und reichen Bankleuten, in den englischen Schlössern aber saßen noch heute die alten Familien, die sie einst erbauten. In diesem Unterschied spiegelt sich ein Stück entscheidender Geschichte des Landes und ein Stück seiner kulturellen Struktur. Englands Stärke liegt in dieser Struktur, aber vielleicht war der Augenblick, in dem wir den Einblick in diese Welt gewannen, der Augenblick eines letzten Abendrots. Überall zeigten sich bereits leise Spuren, daß die Sonne unterging und die Dämmerung ungelöster sozialer und wirtschaftlicher Probleme heraufzog. Die Befürchtung einer Änderung der Erbschaftsgesetze lastete bereits deutlich über den ganz großen Vermögen.

Den Schluß der Schloßeindrücke von Derbyshire machte endlich *Haddon-Hall*, das als eine der historischen Sehenswürdigkeiten Englands gilt. Im Gegensatz zu den bisherigen Landsitzen, die mitten in das heutige Kulturleben Englands führen, hat man hier die Wirkung eines köstlichen Museums, denn alle Innenräume zeigen in unberührter Treue die Prunkgemächer eines Adelsitzes aus dem 14. und 15. Jahrhundert; das 16. Jahrhundert hat dann mit feinstem Geschmack zum alten Bau die Gartenanlagen und Terrassen gefügt.

Bankethalle und Ballsaal, Ankleide- und Schlafzimmer, aber auch die Räume der Küche und des Gesindes zeigen eine Welt, die mit den farbenreichen Phantasielbildern wohl zusammenstimmt, die uns die Dichtung von diesen Zeiten romantischer Lebenslust hervorgezaubert hat und

die oftmals so gar nicht stimmen will zu dem, was dann die alten Bauten erzählen.

Nicht bei Haddon-Hall erreicht man im Städtchen Rowlesley endlich wieder die Bahn. Vor der altberühmten Herberge zum „Peacock“ konnten wir unser Auto verabschieden und beendeten hier das Bild dieser Parkreise mit dem idyllischen Eindruck eines „Five o'clock tea“ in der Teestube einer alten, echt englischen Herberge. Man muß es den Engländern lassen, daß sie dieser Tagesstunde einen ganz eigenen Reiz abzugewinnen wissen; ebenso langweilig und phantasielos, wie sie sich gewöhnlich dem Mittagessen gegenüber verhalten, ebenso feinsinnig und erfinderisch sind sie dem Teetisch gegenüber. Sie machen aus ihm einen Altar der Geselligkeit, dem nur ein Volk in dieser Allgemeinheit dienen kann, das sehr viele Menschen befißt, die nicht gerade überlastet sind mit Pflichten.

*

Dem Lufteindruck dieser Parktage gegenüber war nun Liverpool ein starker Gegensatz: konnte man hier England beim Genießen beobachten, so sah man es dort bei der Arbeit. Dieses Bild der Arbeit, das sich im Hafen und in den Docks konzentriert und von da die ganzen Adern der Stadt durchdringt, zeigt sich in seltener Großartigkeit, denn Liverpool gehört zu den glücklichen Häfen, wo die Verbindung von Stadt und Wasser sich in großen, klaren, eindrucksvollen Linien vollzieht. Ein Gang entlang den Docks am Mersey gibt ein Bild großartiger Geschäftigkeit, das selbst dem Hamburger Eindruck macht, weil sich alles deutlicher aufreißt als in dem malerisch verwickelten Hamburger Hafen, und zugleich wohl auch, weil einige imposante Bauten dem eigentlichen Geschäftsgetriebe den entsprechenden Hintergrund geben. Einzelne Gebäude, wie beispielsweise das „Liver-Building“, scheinen wie aus New York herübergewandert zu sein, wirken aber in ihrer gigantischen Vereinzelung doch völlig anders wie die Wolkenkratzer, die nur ein Glied in einer ganzen Kolonie ihresgleichen sind.

Liverpool hat augenscheinlich seinen Stolz darin gesetzt, seiner geschäftlichen Physiognomie durch das Herausbilden eines idealen Mittelpunktes ein gewisses Gegengewicht zu geben; die Stadt hat mit besonderer Energie alle Bauten, die der Kultur dienen, um ihre großartige

St. Georges-Hall herum gesammelt und dadurch in der Tat einen Eindruck erzielt, wie ihn nur wenige Städte besitzen. Die einzelnen Bauten sind, für sich betrachtet, nicht so besonders wertvoll, auch das Galeriegebäude, das wir studierten, bot schließlich nichts, was uns neue Anregungen gab, aber im Bild des Ganzen kam es darauf nicht in erster Linie an. Man konnte sehen, was durch das Zusammenfassen der Kraft — eine gewisse anständige Natürlichkeit vorausgesetzt — in einer modernen Stadt erreicht werden kann. Städtebaulich zeigen sich in Liverpool überhaupt manche zielbewusste Anläufe, und besonders in der Parkpolitik tritt ein nicht gewöhnlicher Zug von Größe hervor. Die Stadt begnügt sich nicht damit, im Westonpark, der 160 Hektar umfaßt, eine der gewaltigsten Anlagen geschaffen zu haben, sondern erwirbt ständig große Privatbesitze, um sie der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Kann man schließlich auch hier keinen eigentlichen Anlauf für den Volkspark der Zukunft finden, so hat man doch höchst anmutige Eindrücke und sieht ein Stück echten Volkslebens in einem wohlthuenden Rahmen.

Es ist ein eigentümlicher Genuß, wenn man durch einen Besuch in Chester neben diesen ganz aus unseren Zeitbedürfnissen entwickelten Großstadteindruck ein Stadtbild stellt, das alle Merkmale der altertümlichen Idylle aus früheren Tagen mit seltener Sorgfalt gepflegt und gewahrt hat. Chester, dessen altrömischer Ursprung noch im Namen (Castrum) anklingt, ist einer jener alten Kultursitze, die durch ein Versanden ihres Wasserweges allmählich abgestorben sind, und durch die Rückwärtsentwicklung, die damit eintrat, der Versuchung von selber enthoben wurden, ihr altes Kleid geschmacklos umzuschneidern. So ist die Stadt das treueste Abbild einer alten Handels- und Bischofsstadt des späten Mittelalters geblieben, das England besitzt.

Und doch, wenn man die berühmten Wälle umwandert, will demjenigen, der alte deutsche Städte kennt, das Herz nicht aufgehen. Eine gewisse industrielle Betriebsamkeit, mit der hier das Alte gepflegt und mehr oder minder gut nachgeahmt wird, wirkt erkältend. Im Idyll lauert die Nüchternheit, und nur die Welt, die vom Dom und seinen Nebenbauten beherrscht wird, atmet etwas von wirklich stimmungsvollem altem Leben. Der Engländer hat kein Talent für diese Art Stadtpoesie, die uns so vertraut ist; bei ihm stellt sich erst eine volle Wirkung

ein, wenn Baum und Garten sich mit dem Hanse verbinden; da entstehen wirkliche Idyllen, die uns auch hier in Chester mehr entzückten, als die berühmten Nummern der sorgfältig frisierten Straßen.

Und noch ein dritter merkwürdiger Stadteindruck verband sich mit diesem Aufenthalt in Liverpool: neben der modernen Großstadt und der alten Bischofsstadt die moderne Kleinstadt. In vieler Hinsicht ging von ihr die stärkste Wirkung aus.

Ich habe erst schon angedeutet, daß wir in Derbyshire bereits einige kleine Arbeitersiedlungen von großer Vollkommenheit gesehen hatten. Es waren Anlagen in einheitlichem Backsteincharakter, gruppiert um eine Spielwiese und ganz gestellt auf die Wirkung der kleinen gepflegten Nutzgärten. Die Straßen spielten gar keine Rolle, sie waren nur ausgebildet als gangartige Zuwege zu den Rückseiten der Häuser; das ganze Gesicht des Lebens drehte sich dem Grünen zu. Für alle diese Bestrebungen, der Arbeitersiedlung einen menschenwürdigen Zuschnitt zu erobern, ist nun in vieler Beziehung eine Gartenstadt großen Stiles Vorbild und Muster gewesen, die sich bei Liverpool, im Anschluß an die Riesenfabriken der Sunlight-Seife, entwickelt hat. „Port Sunlight“ hat bereits historischen Charakter in der Geschichte der Wohnungskultur gewonnen. In unmittelbarer Verbindung mit den Werkstätten der Fabrik ist hier für die Arbeiter eine Wohnstadt entstanden, die nicht der Trostlosigkeit und der Willkür überlassen ist, die einzutreten pflegen, wenn dem spekulativen Unternehmertum die Sorge für solches Wohnbedürfnis der Arbeiter zufällt. Mister Lever (Lord Leverhulme), der Besitzer der Sunlight-Seife, hat richtig erkannt, daß es ebenso sehr in seinem geschäftlichen wie im allgemeinen sozialen Interesse lag, anziehende Wohnverhältnisse für seine Arbeiter zu schaffen, denn nur das gab ihm Gewähr, sich einen Stamm eingearbeiteter und arbeitsfreudiger Helfer zu sichern. Er bestimmte deshalb beim Neubau seiner Fabriken sogleich einen bestimmten Anteil von seinem Gewinn (er nennt es „Prosperitäts-Anteilhaft“) zur Erbauung freundlicher Wohnungen und zur Anlage kleiner Nutzgärten, die er zum Unterhaltungspreise einschließlich einer Amortisationsquote abgab. Er holte die besten Künstler Englands heran, um die Häuser zu bilden, und als die Kolonie größer und größer wurde, dienten bestimmte Teile der zur Verfügung stehen-

den Summe dazu, nun auch Bibliothek und Bad, Versammlungshalle, Schule und Kirche, ja sogar ein prächtiges kleines Museum zu schaffen, so daß sich eine Stadt mit all ihren Kulturforderungen entwickelte, die durch die ganzen Lebensverhältnisse, die sie widerspiegelt, einen ungemein erquicklichen Eindruck macht.

Leider ist der Bebauungsplan, der noch aus verhältnismäßig frühen Jahren stammt, nicht ganz auf der Höhe der einzelnen architektonischen Leistungen, so daß mit demselben Aufgebot an Baulichkeiten noch eine weit stärkere Wirkung denkbar wäre. Aber die Art, wie das Ganze gärtnerisch gepflegt und sorglich gehalten ist, läßt die Schwäche weniger auffallend erscheinen. Dazu kommt, daß am eigentlichen Typus des Wohnblocks nichts auszufügen ist; er zeigt zwischen den Häuserzeilen, die an ihrer Rückseite nur mit einem kleinen Arbeitshofe versehen sind, die Sondergärten angeordnet, die lediglich an solche Familien abgegeben werden, die Freude an der Landbestellung haben; zwischen diesen Gärten aber führt ein kleiner öffentlicher Fußweg, so daß der Wanderer auch im Innern der Blöcke einen ergözlichen und ungestörten Spaziergang hat. Abgesehen von dieser Unordnung, die durchaus zeitgemäß geblieben ist, zeigen neuere englische Anlagen ein weit zielbewußteres städtebauliches Gepräge, und man kann an ihnen deutlich erkennen, daß innerhalb weniger Jahre die Fähigkeit, bauliche Massen zu einem praktischen und erfreulichen Organismus zusammenzufassen, kräftig gewachsen ist.

Am lebendigsten tritt das vielleicht hervor, wenn man von London aus die Vorstadt „Hampstead“ besucht, die nach dem einheitlichen Plan eines feinfühligem Architekten, Raymond Unwin, entstanden ist. Hier handelt es sich nicht um eine Wohlfahrtsgründung, sondern um das planmäßig erfolgte Unternehmen einer auf gemeinnützigem Boden arbeitenden Baugenossenschaft, oder richtiger gesagt, um das Unternehmen einer Kette von Baugenossenschaften, denn, um die der Allgemeinheit zufließenden Vorteile einer solchen Organisation nicht ins Endlose versichern zu lassen, hat man den Kreis der Mitglieder einer Genossenschaft jeweilig bestimmt beschränkt, und eine Tochtergründung beginnt ihre Tätigkeit von neuem, wenn die erste Gruppe ihr Ziel abgeschlossen hat. Hampstead ist also ein Knollengebilde von solchen Genossenschaften, und wie ein natürliches Gewächs blüht es nach den

gleichen inneren Gesetzen. Die Gründung ist nicht ausdrücklich für Arbeiter bestimmt, sie reicht in andere soziale Schichten herein, denn sie soll ganz allgemein dazu dienen, die Kultur des Wohnens durch planmäßige Organisation wirtschaftlich zu erleichtern. In Wahrheit ist das Ergebnis aber nicht nur das, sondern dadurch, daß der Einzelne sich einem Gesamtplane einordnet, erreicht er etwas, was er sonst nie erreichen könnte, nämlich, daß er nicht nur selber ein harmonisches Heim bekommt, sondern ringsum in harmonischer Umgebung haust. Und darin liegt das für die Allgemeinheit Wichtige einer solchen Gründung. Sie zeigt, wie nur planmäßige Zusammenarbeit uns der Kulturlosigkeit der Großstadteinflüsse wieder entreißen kann.

Das ist schon ein wichtiges Kapitel großstädtischer Wohnungsreform, aber den Kern der Frage, wie unsere Stadtkultur in neue Bahnen gelenkt werden kann, berührt diese Reform der Vorstadt noch nicht; sie kann nur einem bestimmt umrissenen Teile von Interessenten Hilfe bringen, in die breiteren Schichten der am meisten reformbedürftigen Arbeiterwohnverhältnisse greift sie nicht herunter. Es ist deshalb von besonderem Interesse, von Hampstead den Blick auf Letchworth zu lenken, wo ein Versuch gemacht ist, die Wohnungsfrage in ihrem vollen Umfang praktisch zu lösen. Letchworth ist die Modellstadt eines neuen Siedlungsgedankens.

Es wird immer eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit bleiben, daß es möglich war, durch ein kleines Buch eine Stadt zu gründen. Ein englischer Arzt, Ebenezer Howard, hat das getan. 1898 erzählt er in einem Büchlein „To-morrow“ (später „Gardencities of to-morrow“) einen sozialen Traum: er schildert eine radikale Heilung der Großstadttübel durch eine Entlastung dieser überfüllten Sammelpunkte; statt am alten Leibe immer wieder teuer und unvollkommen anzuflicken, sieht er auf freiem, finanziell noch unbelastetem Ackergrunde eine Stadt nach idealen Gesichtspunkten entstehen. Nicht etwa nur eine Kolonie zum Wohnen, sondern eine vollständige Stadt mit ihren Arbeitsstätten und allen Einrichtungen für ein selbständiges Dasein, aber doch durchsetzt von Grün und Gärten, so daß der Hauch der Natur, den die Bodenpreise im Weichbild der Großstadt unbarmherzig ersticken, sie durchweht. Das Buch wirkte wie ein Evangelium, das man den Mühseligen

und Beladenen bringt, und schon 1903 konnte Howard, eine Eisenbahnstunde von London entfernt, seinen Traum zu verwirklichen beginnen. In reizender Landschaft baute er in Letchworth auf freiem Felde nach einheitlichem Plane seine Stadt, nicht etwa mit unendlichen Mitteln, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, sondern dadurch, daß die Menschen, die seinen Gedanken für sich selbst erstrebten, sich zu einer Gesellschaft zusammaten, ihr Geld zusammenschossen und Schritt für Schritt dem Ziele näher kamen. Letchworth ist keine Millionen- oder Wohlfahrtsgründung, sondern ein Geschäftsunternehmen, das auf sich selber steht und in sich selber lebt.

Nur deshalb ist es so interessant. Die Stadt gibt den Beweis, daß der Weg nach vorwärts nicht auf die Anlehnung an eine Großstadt mit allen ihren weitergeerbten Unvollkommenheiten beschränkt ist, sondern zu selbständiger Neubildung führen kann, mit allen Vollkommenheiten unserer durch böse Erfahrungen geschärften städtebaulichen und hygienischen Erkenntnis; es ist im Gegensatz zu den Garten-Vorstädten die erste, und einstweilen in England einzige Garten-Stadt.

Der Besuch zeigte, daß nicht nur das soziale und wirtschaftliche, sondern auch das künstlerisch-architektonische Experiment erstaunlich geglückt ist. Zwischen Gärten und Bäumen schmiegte sich die jetzt etwa sechstausend Einwohner umfassende kleine Stadt; das Fabrikviertel ist nicht weniger freundlich als die Wohnquartiere, die Arbeiterblöcke in aller Einfachheit ebenso menschenwürdig wie die Willengegenden. Was wohlüberlegte Städtebaukunst aus zweckmäßiger und fein berechneter Gruppierung machen kann, welchen Reiz man dem Motiv des Wohnhofes abzugewinnen vermag, und wie Landschaft und Bauwerk sich natürlich verbinden, kann man hier beobachten. Ein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft tut sich auf.

In diesen Reformsiedlungen wie Port Sunlight, Hampstead und Letchworth offenbart sich das weitaus Wertvollste, was England in dieser Zeit auf architektonischem Gebiete zu zeigen vermag. Es wiegt die Unfruchtbarkeit, die sich im allgemeinen auf dem Felde des monumentalen Schaffens kundgibt, in mancher Beziehung wieder auf. Wir Deutschen können es ohne Neid ansehen, denn wir haben auf diesem Gebiete ebenfalls seit 1903 einen hoffnungsvollen Anfang zu verzeich-

nen. Es ist, als ob eine gewisse Parallelität der Erscheinungen sich kundgibt, bei der die Anregungen hinüber und herüber gleich stark gewesen sein mögen.¹

Als ich, von Letchworth kommend, wieder in London einzog, reizte es mich kaum noch, hier den großstädtischen Erscheinungen weiter nachzuspüren. Es liegt ein eigener Zauber in diesen frischen, gartenumhegten Gründungen, und der Wunsch, diesen Gedanken dienen zu können, packt einen wie ein Fieber. Es will eine Weile fast so scheinen, als läge hier die einzige Aufgabe, die zu verfolgen sich noch lohnte.

Als ich dann wieder auf dem Schiffe gen Vlissingen heimwärts fuhr, kam in einer sternhellen Nacht, die ich an Deck verdämmerte, das Gespenst „Hamburg“ mit allen seinen ungelösten Problemen wieder über mich. Ich sah, wie weit entfernt gerade diese Stadt noch davon war, das Ideal solcher Siedlungen verwirklichen zu können, sah, wie sie noch in den ersten Versuchen zu der grundsätzlichen Reform ihres Wohnwesens garte, und empfand die schwere Last der Verantwortung wieder auf mich heruntersinken, die in der Aufgabe liegt, das Wesen ihres Bauungsplanes trotz aller widerstrebenden und gleichgültigen Mächte in andere Bahnen zu lenken. Und doch fühlte ich mich durch die Reise kräftiger dazu, denn solch eine Fahrt gibt nicht nur die Ausbeute der Einzelstudien, für die man eigentlich herausgezogen ist, sie gibt vor allem einen neuen Maßstab, an dem man die Erscheinungen messen kann, von denen man im dumpfen Getriebe des Alltags umgeben ist.

Wenn aber der Architekt etwas zu messen vermag, so ist das der Aulauf dazu, es nun auch arbeitend packen und allmählich in seine Gewalt bekommen zu können.

Reisen in Frankreich

Paris hatte ich zuletzt 1900 bei der Weltausstellung gesehen. Schon in normalen Zeiten täuscht man sich sehr, wenn man glaubt, im Bilde dieser Stadt ein Bild Frankreichs vor sich zu haben, das ist aber noch

¹ Vgl. Schumacher: „Strömungen in deutscher Baukunst.“ Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

weit mehr während einer Weltausstellung der Fall. 1900 stieß der Fremde überall auf Deutsche, statt auf Franzosen.

Aber auch auf der eigentlichen Ausstellung bekam man kein rechtes Bild Frankreichs, die Franzosen zeigten sich nicht von ihrer besten Seite. Da sie die Trümpe der großen Schau von 1889 — den Eiffelturm und die Riesenspannung der Maschinenhalle — nicht überbieten konnten, waren sie in eine Verlegenheitsarchitektur geraten, die durch die äußerlichen Effekte einer hohlen Pracht zu verblüffen suchte. Neben diesen künstlich emporgeschobenen Erscheinungen wirkten die urwüchsigen Eindrücke der französischen Kolonialvölker, die in großartigster Weise vorgeführt waren, durch die Kraft ihres volkhaften Wesens geradezu erfrischend.

Und ein ähnlicher Gegensatz zeigte sich an noch einer anderen Stelle der Ausstellung. Zwischen den prunkhaften Bauten, durch welche die verschiedenen Staaten in der „Rue des nations“ ihre Macht und die Höhe ihrer Kultur zu zeigen versuchten, hatten die nordischen Völker, wie auf Verabredung, einfache Holzbauten gesetzt: es waren Schweden, Norwegen, Dänemark und nicht zuletzt Finnland. In diesen Häusern begegnete man schlichten Dingen, aber sie wirkten einheitlich und echt. Nach Treibhauspflanzen glaubte man, natürlich wachsende Blumen zu sehen.

Es war wohl ein völlig unerwartetes Ergebnis, daß diese Veranstaltung an der Jahrhundertwende, die den Triumph der internationalen Kultur darstellen sollte, stärker als alles andere die Macht des Volkstums zeigte. So wenigstens war die Wirkung auf mich, denn ich schloß einen Bericht über die Ausstellung mit den Worten: „Der internationale Charakter, den die moderne Geschmacksbewegung anfangs anzunehmen schien, ist weder nötig noch erstrebenswert, und gerade die Architektur, die mit ihrem Boden enger verwachsen ist als jede andere Kunst, ist vielleicht bestimmt, in dieser Beziehung die viel freiere kunstgewerbliche Bewegung heilsam zu regulieren.“¹ Das Volkhafte siegte über das Internationale.

Man empfand es als seltsam, gerade in Paris zu solchem Schluß zu kommen, denn man konnte sich nicht verhehlen, daß er ein Protest war

¹ „Die Krisis im Kunstgewerbe.“ Verlag S. Hirzel. 1901.

gegen eigentlich alles, was die gastliche Stadt einem bot. Was baute sie nicht innerhalb und außerhalb der Ausstellung vor einem auf, lebenswürdig, talentvoll, raffiniert, verlockend! Aber war es nicht merkwürdig, daß die Ausstellung neben der Kultur der Großstadt wohl dieses glänzende Bild der französischen Kolonialvölker, aber nirgends das Bild der eigenen Volkskunst entrollte? War es nicht unbegreiflich, daß unter den unzähligen Museen dieser Stadt kein einziges war, das dem Besucher eine Vorstellung vom französischen Brauchtum und Volksleben vermittelte? Und doch gab es das, man brauchte ja nur auf Maler wie Jules Breton oder Dagnan-Bouveret zu sehen, um es zu wissen.

Mein Bruder und ich beschloßen, bei unserem nächsten Besuch Frankreichs in die „Provinz“ zu gehen.

*

Erst drei Jahre später konnten wir diesen Beschluß ausführen: wir ließen Paris schnell hinter uns und zogen mit leichtem Gepäck in die Touraine. Es war eine Zeit, in der das Auto noch keine Rolle spielte, und so konnten wir, von Orléans ausgehend, weite Strecken an der Loire und an ihren lebenswürdigen kleinen Nebenflüssen alter Gepflogenheit getreu zu Fuß zurücklegen. Das brachte uns mit mehr einfachen Menschen in Berührung als wir gedacht hatten, denn es erregte Verwunderung, und wenn der Franzose sich wundert, knüpft er leicht ein kleines Gespräch an, um auf höflichen Umwegen herauszubekommen, was los ist. Er wunderte sich, denn die Engländer, die er hier sieht, sind niemals zu Fuß, und er selber wandert auch nicht. Wenn er den Nachbar besuchen oder das Marktfest im nächsten Dorfe mitmachen will, fährt er mit Frau und Kind in altmodischen Gespannen. Die Natur als romantische Landschaft interessiert ihn nicht, nur die Felder und Wiesen, die dem Leben dienen, und das Wasser, sofern man darin angeln kann. Er will alles mit seinem kleinen praktischen Leben in Beziehung bringen, und das ist begreiflich, denn dies Leben ist eine so freundlich-friedliche Angelegenheit, daß es jede Aufmerksamkeit verdient. Wenigstens hier im „Garten Frankreichs“, wo alles so schön blüht, der Himmel so blau und die Nächte so duftend sind. Auch die Loire wirkt, als ob sie nur für den privaten Gebrauch des Angelns vorhanden wäre:

keine Schiffe entweihen ihr festliches Fließen, und wenn sich nicht ab und an ein märchenhaftes Schloß in ihr spiegelte, triebe sie nur Mühlräder in alten Städtchen, wässerte die Wiesen und diene als willkommenere Nahrungsquelle. Die Nahrung aber ist ein wichtiges Kapitel in diesem friedlichen Leben, es ist auch das Kapitel, von dem der fremde Wanderer am allermeisten zu sehen bekommt. Er braucht sich nur zur Mittagszeit irgendein nett aussehendes kleines Gasthaus auszusuchen; wenn er die Frau Wirtin freundlich begrüßt, wird sie ihm ein weißes Tuch über das Wachstuch des Tisches am Fenster breiten, und alles weitere kommt von selber. Ja, nur wenn er es von selber kommen läßt, ist die Sache in Ordnung. Wir hatten das Glück, bei der ersten solchen Einkehr infolge sprachlicher Ungewandtheit nicht viel zu fragen und merkten bald, daß wir den Stil des Augenblicks damit getroffen hatten: man muß es der Wirtin überlassen, was sie aufzutischen für richtig hält, ganz so, als wäre man zu Gaste geladen. Dann bringt die Tochter — sie selbst ist jetzt am Herde beschäftigt — zuerst Wein und ein langes lockeres Weißbrot, dann kommt eine Zusammenstellung von Radieschen, Salamischnitten, Tomaten und roten Rüben, und nun erscheint die erste Platte: lecker in Öl gebratene Fischchen. Man darf nicht etwa nach deutschen Erfahrungen glauben, sie wären zum Gattessen da, der Teller wird gewechselt, und eine Schüssel mit Pommes sautés, wie sie bei uns nur die „Kochfrau“ zu festlichen Gelegenheiten als eines ihrer Glanzstücke bereitet, bildet den nächsten Gang. Man ehrt die Kartoffel, wie es sich gebührt, sie ist beim Mahl nicht eine Dienerin, sondern eine gleichberechtigte Herrscherin. Dann kommt, in zierlichen Schnitten, ein Stück Hammelfleisch mit frisch aus dem Garten geholtem Salat, und das Ganze beschließt ein leckerer Käse. Nicht etwa das halbgelungene Industrieprodukt einer „süßen Speise“. Solch festlich aufgemachtes Mahl findet man in jedem beliebigen, freundlich aussehenden Gasthaus. Gibt es Huhn, so fällt der Fisch weg und Sardinen tauchen in der Vorspeise auf, statt des Kartoffelganges kann es auch ein schönes, frisches Gemüse geben, und meist belebt Obst den Nachtiß. Wollte der deutsche Gast, der eine einfache Aufmachung gewohnt ist, sich dieses Belebieren eines Mittagessens nicht gefallen lassen und bescheiden nur ein Gericht verlangen, wäre er nicht wert, an der Loire zu reisen, er

würde den Geist des Landes beleidigen, denn hier draußen merkt man erst, was die wenigsten wissen: die Kultur des Speisens kommt nicht etwa von Paris in die ländlichen Bezirke, nein, vom Lande ist sie als eine Art Naturgabe nach Paris gekommen und dort weiterentwickelt.

Es gehört auch in Paris zu einem meiner überraschendsten Eindrücke, was mir vorgelegt wurde, als ich einmal unerwartet in das alltägliche „Diner“ einer Arbeiterfamilie hereinplagte. Wir wollten unter kundiger Führung eine Nacht in den Apachenkneipen von Belleville zubringen und begannen unsere Fahrt mit einem Besuch bei der „Sarah Bernhardt des ouvriers“, einer Arbeiterfrau, die mit genialem Feuer die Hauptrollen der aufrührerischen Stücke jener Kreise spielte.

Wir trafen die königliche Frau mit einem unscheinbaren Mann, der die Kinder fütterte, bei Tisch und mußten sofort, trotz bescheidenen Sträubens, an einem Mittagessen aus saftigen Beefsteaks teilnehmen, dann kamen grüne Bohnen, Salat und Käse. Bei diesem Bild war auch der unscheinbare Mann kein Zufall: man wundert sich oft in Frankreich über den unansehnlichen Partner schöner Frauen bei scheinbar sehr glücklicher Ehe. Es ist, als ob noch etwas vom uralten Maternitätsprinzip im Volke übriggeblieben wäre, denn darüber ist man bald im Klaren, auch hier draußen ist es so wie im bürgerlichen Leben der Stadt: die Frau hat die Zügel in der Hand, nicht vermöge der Ansprüche, die sie stellt, sondern vermöge ihrer Tüchtigkeit. Man kann sich sehr gut vorstellen, daß aus den Frauen dieser Gegend eine Agnes Corel hervorging, die nicht etwa nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihre überlegene Verständigkeit einen Karl VII. am Bändel hatte.

In den Städten kann man dann in dieser Bevölkerung noch einen Zug hervortreten sehen, der auf dem Lande keine solche Gelegenheit hat, sich zu entfalten: die Lustigkeit. An einem Sommerabend in Tours ist die ganze Luft voll Musik und Lachen, besonders wenn man gerade einen Jahrmarkt erlebt, der den Deutschen äußerlich überaus heimatlich anmutet, denn alle die unsterblichen Volksbelustigungsmittel, die auch wir kennen, findet man hier wieder. Aber das Publikum spielt mehr mit, als bei uns, Rede und Gegenrede geben improvisierte Effekte, und in noch naiverer Weise, als es bei uns möglich wäre, mischt sich Fröh-

liches mit Schauerlichem. In einer der großen Buden fanden wir ein richtiges Passionspiel: der Vorgang der Kreuzigung war dabei das eigentliche Thema. Mit erstaunlicher Naturtreue und nicht ohne theaterhaften Geschmack erlebte man alle Einzelheiten des Martertodes, und das Publikum empfand den Schauer ohne Frage als etwas Religiöses.

So wohnen hier die primitiven Instinkte und die Gemütsbewegungen noch enger beieinander, und in der Art, wie sich das Kundtut, meint man einen Hauch zu spüren aus jenen Zeiten, die in Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“ brodeln und schäumen.

So kann man in diesem Landstrich der Loire reisen, ganz von den Eindrücken der Gegenwart umfassen, und die alten Häuser, Schlösser, Kirchen und Brücken bilden gleichsam nur einen bunten, halbverwischten dekorativen Fries, der hinter dem reichbewegten Filmband des Lebens dahinzieht. Aber es ist doch nicht ganz leicht zu vermeiden, daß dieser Fries nicht auch lebendig wird, ja, so lebendig, daß daneben die Gegenwart nur eine leise Begleitmusik abgibt, und dieser Hintergrund als eigentlicher Bildstreifen die Phantasie ganz in Anspruch nimmt. Denn es gibt wenige Gegenden der Welt, wo dieser Phantasie so stark durch die realen Erscheinungen der Vergangenheit, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, nachgeholfen wird, wie hier im reich verästelten Stromgebiet der Loire.

Wir waren von Orléans über Blois und das Schloß Chambord nach Chaumont gezogen, hatten dann Amboise gesehen und die wunderbaren Schlösser von Chenonceaux am Cher und Azay-le-Rideau am Indre. Von Tours aus waren wir dann nach Langeais und vor allem nach den alten Städten Loches und Chinon vorgestoßen. Wenn man jetzt die ganze Kette dieser Eindrücke überblickte und versuchte, Ordnung in sie zu bringen, sah man, daß es galt, rückwärts zu blicken und das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen. In Chinon stoßen wir zuerst auf jene politisch merkwürdigste und menschlich rührendste Erscheinung der französischen Geschichte, die in Orléans ihren höchsten Triumph feierte, auf Jeanne d'Arc. Hier im alten Schloß, in dem ein König von England lebte und starb, gelang es ihr, zu Karl VII. vorzudringen, um ihn gegen Englands Herrschaft stark zu machen. Seltsames Bild, wenn man sich am Ort des Geschehens vorstellt, wie sie aus dem alten Turm, in dem

sie wohnte, herüberkam in den Saal des Königs und durch die Glut ihres Glaubens selbst in diesem leergebrannten Gemüt einen Funken anzufachen mußte.

Kommt man dann nach Loches, das noch daliegt in der ganzen maleurischen Schönheit des 15. und 16. Jahrhunderts und dem Besucher mit seltener Kunst das Trugbild lebenswürdiger Behaglichkeit guter alter Zeiten vortäuscht, so geistern auch hier die Schatten dieser beiden Gegenspieler. In der ehrwürdigen Kirche von St. Durs, einem der eindrucksvollsten Bauten, in dem 10. und 12. Jahrhundert sich mit antiken Resten mischen, sehen wir Johanna nach dem Siege von Orléans um Kraft ringen für die Krönung in Reims. Im Schlosse aber tritt eine andere Frauengestalt an die Seite des Königs, Agnes Corel, und so entgegengesetzt diese schöne Geliebte Karls VII. auch dem Mädchen Johanna war, auch sie ist eine rührende Erscheinung. Ihr marmornes Grabmal, das jetzt in einem Turmzimmer des Schlosses steht, gibt in seinen Inschriften Kunde davon, daß sie die gute Fee der Gegend war. Sie hatte ihr Grab für die Kirche von St. Durs bestimmt, die sie mit großen Gaben bedachte, aber die Geistlichkeit nahm die erste Gelegenheit zu dem Versuch wahr, die Gebeine der Sünderin wieder loszuwerden. Da Karls Nachfolger sich den Spaß machte, diese Austreibung unter der Bedingung zu erlauben, daß auch die Stiftungen der Agnes Corel zusammen mit ihrem Leichnam abgestoßen würden, hatte sie noch einige Zeit Ruhe im Grabe, aber eines Tages gelang der Kirche dennoch ihre Absicht, und die Asche der „Dame de beauté“ ist ebenso in die Winde gestreut wie die Asche der „Heiligen“. Agnes hat den einen Vorzug vor Johanna, daß ihre Züge in der liegenden Marmorfigur von Loches von der feinen Hand eines Zeitgenossen festgehalten sind, während die Jungfrau sich in fast allen Städten der Touraine die traurigsten Abbildungen aus unseren Tagen gefallen lassen muß.

Die Schattengestalten von Loches erzählen aber nicht weniger eindringlich von weiteren Kapiteln der französischen Geschichte, denen das Gebiet der Loire den Hintergrund gegeben hat. In den furchtbaren „Gachots“ des Schlosses von Loches, die jetzt für alle Engländerinnen den gruseligen Anziehungspunkt der so unschuldig dreinschauenden Stadt bilden, sieht man unter den zahllosen grauisgen Opfern, die hier ver-

zweifeln, eines mit besonderer Deutlichkeit im Geiste vor sich: Ludovico Sforza „il Moro“. Auch wenn er nicht sein eigenes Bild an die Wand seines Kerkers zwischen Sterne und Sprüche gemalt hätte, würde er auffallen, ist er doch gleichsam das erste Beutestück der italienischen Renaissance, das die Franzosen in ihr Land führten. Ludwig XII. hatte es von der Eroberung Mailands mit heimgebracht, und es steht als gespenstisches Symbol am Anfang einer entgegengesetzten Invasion, die von diesem Zeitpunkt an von Italien aus in Frankreich einsetzte: einer Invasion des italienischen Kunstgeistes. Unter Ludwigs Nachfolger, Franz I., feierte dieser Eroberungszug seine entscheidenden Siege. Als er hier in den Sälen von Loches 1539 das einzige friedliche Zusammentreffen mit seinem großen Gegner Karl V. in überströmend üppigen Festen feierte, waren seine Bauten, die den Sieg der italienischen Renaissance über die französische Gotik verkündeten, die Schlösser in Blois und in Chambord, noch nicht vollendet, sonst hätten sie einen ganz anderen Rahmen für dieses seltsame Fest gegeben.

Man hat von französischer Seite lange bestritten, daß die französische Renaissance, die in den großen Schlössern der Loire ihre höchsten Triumphe feiert, unter dem unmittelbaren Einfluß italienischer Künstler entstanden wäre.

In der Tat kann man in diesen Werken der französischen Renaissance noch sehr deutlich erkennen, wie die gotischen Architekturelemente von Treppentürmen und Erkern, Wimpergen und Nischen umgeformt sind durch antikisierende Durchbildung, Verzierung und Detaillierung, so daß der Gedanke naheliegt, hier hätten gotische Meister ein neues Gewand angelegt. Aber die Studien von H. von Geymüller („Die Baukunst der Renaissance in Frankreich“) haben wohl unwiderleglich erwiesen, daß umgekehrt die italienischen Meister es verstanden haben, die baulichen Elemente, die sie vorfanden, mit ihrem Geist zu durchdringen. Schon aus dem Jahre 1495 hören wir, daß 22 italienische „hommes de metier“ in Amboise einquartiert wurden, es sind Meister aller möglichen dekorativen Hilfskünste darunter, an ihrer Spitze aber stehen zwei Architekten großen Formats: Fra Giocondo und Domenico da Cortona. Beide waren gleichzeitig in königlichen Diensten und im Dienst der Stadt Paris; durch Inschriften wissen wir, daß der erste

die „Pont-Notre-Dame“, der andere später das „Hôtel de Ville“ in Paris gebaut hat — ihre Haupttätigkeit aber wird an der Loire gelegen haben. Als Fra Giocondo 1505 von Papst Julius II. plötzlich nach Rom zurückgerufen wurde, um im Wettbewerb mit Bramante die Pläne von St. Peter zu bearbeiten, scheint Domenico da Cortona, genannt Boccador, der Mittelpunkt der Loire-Schule, der in Fontainebleau ein zweiter Künstlerkreis gegenüberstand, geworden zu sein. Wir dürfen uns vorstellen, daß er in Blois ein großes zentrales Entwurfsbüro unterhielt, denn alles deutet darauf hin, daß Pierre Nepveu, der gewöhnlich im Zusammenhang mit Chambord als Meister des Baus genannt wird, nur ein Ausführender war. Aus solcher zentralen Befruchtung ist auch wohl nur die große künstlerische Einheitlichkeit erklärlich, die trotz der beweglichen Zeit eines stilistischen Übergangs in diesen Loireschlössern aus der Epoche Franz I. herrscht.

Diese Einheitlichkeit ist allerdings nicht allein eine architektonische Angelegenheit, sie wäre nicht möglich ohne die ganz persönliche Art, wie dieser Monarch zur Kunst stand. Wir würden das nur ahnen können, wenn uns nicht Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung lebendige Bilder davon gezeichnet hätte. Liest man die politische Geschichte der Regierung Franz I., diese immer aufs neue ausbrechenden Kriege mit seinem großen Gegenspieler, Karl V., diese Züge nach Italien, diese lange Gefangenschaft in Spanien, dann begreift man nicht, wie neben solch wildem Kriegerleben Raum für etwas anderes übrig bleibt; man könnte meinen, daß die ganze künstlerische Welt, die trotzdem unter seiner Regierung entstand, nur die äußerliche Etikette seines Namens trägt. Aber Cellini zeigt uns, wie der König mitten in drohenden Kriegsforgen doch Zeit findet, die Einzelheiten seiner künstlerischen Projekte zu beraten, wie er an jedem Fortschritt des Werdens teilnimmt, selber Anregungen gibt, ohne sie zu Fesseln zu machen, ja, wie er seine Künstler sogar vor der Feindschaft der Madame d'Estampes, dem einzigen Wesen, dem er selber gehorchte, zu schützen sucht. Wir sehen das Bild eines schöpferischen Mäzenaten, dessen Gestaltungswille keine Grenzen kennt. Man kann ihn den ersten großen Fürsten nennen, der nördlich der Alpen mit vollem Bewußtsein eine künstlerische Kultur erwachsen läßt.

Und jetzt verstehen wir, daß er nicht ruhte, bis er an das Schloß von Blois, dem Ludwig XII. schon eine großartige Prägung gab, einen Flügel angefügt hatte, der alles bisher Gebaute in den Schatten stellte. Nicht etwa nur durch Pracht, sondern durch Kunst: das offene Treppenhaus des Hofes ist eine der edelsten Leistungen auf Frankreichs Boden. Ihm aber ist es nur ein Auftakt für einen weiteren architektonischen Traum: das Schloß Chambord, 18 Kilometer vor der Stadt gelegen, ist dessen Erfüllung. Es ist in der Tat ein Traum, denn es wirkt völlig unwirklich und unwahrscheinlich.

Aus einem riesigen, von niedrigeren Trakten umsäumten Hof erhebt sich in der Mitte ein kompakter von vier mächtigen Rundungen gefaßter Baukörper. Auf diesem einfachen Unterbau aber schießt ein Wald schlanker architektonischer Einzelgebilde hervor: hochgestelzte verzierte Dachfenster, unzählige denkmalartig ausgebildete Schornsteine, Glorietten und Dachendigungen, in der Mitte aber, alles an Reichtum durchbrochener Arbeit überstrahlend, die tempelartige Endigung der Prunktreppe, die zu dieser Herrlichkeit heraufführt. Sie stellt die Treppe von Blois als architektonische Leistung noch in den Schatten, denn ähnlich wie bei jenem alten Tempel der Ähmer-Kultur, den die Pariser Weltausstellung zeigte, winden sich zwei Treppenläufe als getrennte Bahnen kunstvoll ineinander. Man kann nicht behaupten, daß das Gedränge reich durchgebildeter Elemente, in das der Schloßbau ausklingt, künstlerisch wirkt, und doch wird sich niemand dem phantastischen Eindruck entziehen können, wenn er auf der Terrasse herumwandert, der all diese Gebilde entsteigen. Darauf aber ist gerechnet. Man muß sich vorstellen, wie hier oben reichgeschmückte Frauen dem Jagdzug entgegenwinkten, der aus den endlosen Wäldern zurückkehrt, die das Schloß umgeben, und man muß sich vorstellen, wie sich das Zauberbild in dem Wasser gespiegelt hat, das einst den Bau umfaßte; es war aus einem kleinen Nebenfluß gewonnen, aber man beabsichtigte, die Loire selbst um seine Mauern herumzuführen: nichts war zu schwierig, als daß man es nicht zum Schmuck dieses Bauwerks heranzog.

Die Schönheit der neuen Formgedanken, die sich hier in ihrer Überfülle gleichsam überschlagen, kommt weit deutlicher in den Loireenschlössern zum Vorschein, die mit etwas gemäßigerem Programm arbeiten, wie

etwa Chenonceaux oder Azay-le-Rideau. Hier finden wir zwar auch einen Lebenszuschnitt größter Art, aber er steigert sich nicht zum Phantastischen. Man merkt, daß Privatpersonen den Bau begannen und erst später königliche Hände ihn weiterführten. Chenonceaux wurde vom königlichen Steuereinnahmer Bohier gegründet, ging dann in die Hände der Diana von Poitiers über und wurde von ihr gegen das Schloß Chaumont an Katharina von Medici abgetreten. Beide Schlösser nehmen die Wirkung kleiner lieblicher Nebenflüsse der Loire in ihren Dienst, am wirkungsvollsten Chenonceaux, das seine Gemäldegalerie als Brücke auf fünf Bogen über den Cher gespannt hat; beide laden trotz majestätischer Entfaltung auch heute noch zum Wohnen ein.

Es ist wohl eine Besonderheit der Kultur, die von Franz I. ausgeht, daß sie im Gegensatz zum Mittelalter einen Geist atmet, der schon zu den Formen der Gesellschaft herüberführt, auf denen sich in den nächsten Jahrhunderten der Lebenszuschnitt der gebildeten Welt aufbaute. In seiner Person kommt die Idee des absoluten Herrschers, die von nun an Frankreichs Entwicklung bestimmt, zum erstenmal zum plastischen Durchbruch. Noch erkennt man dabei deutlich das Vorbild des italienischen Tyrannenfürsten, der vor keiner Form der Wollust und keiner Brutalität in Scherz und in Ernst zurückschaute, aber Dilthey weist mit Recht darauf hin, daß sich trotzdem in dieser Zeit eine große aristokratische Gesellschaft herausbildete, deren Entstehen einen Wendepunkt in der Kulturentwicklung Frankreichs darstellt. Trotz aller Maßlosigkeiten, die gerade im Liebesleben des Königs hervortraten, begannen die Frauen, eine neue Rolle im Leben dieser Zeit zu spielen, nicht nur die großen Geliebten, die von Madame d'Estampes über Diana von Poitiers in glänzender Reihe durch die Kultur Frankreichs belebend hindurchgehen, sondern auch Frauen wie Margarete von Navarra, die Schwester Franz I., und Katharina von Medici, die Gattin seines Nachfolgers. In Margarete, die mit Franz zusammen im Schlosse Amboise aufwuchs, spiegelt sich das Bild der Zeit vielleicht am deutlichsten: sie gründet Waisenhäuser und Hospitäler, fördert die Übersetzung der Psalmen, gleichzeitig aber schreibt sie einen Novellenzyklus im Stile des Boccaccio. Nichts ist ihr fremd, über alles breitet sie den Zauber weiblicher Anmut, und immer ist sie sich bewußt, eine Königin zu sein.

Ähnlich, nur nach beiden Seiten hin in stark gesteigerter Form, vereinen sich im König zwei gegensätzliche Welten: er ist nicht nur der skrupellose Liebhaber und rauhe Soldat, er ist zugleich der Gründer des „Collège de France“; er ist nicht nur der Schöpfer üppiger Luginsbanten des Hofes, er beschäftigt sich zugleich mit großartigen Kanalplänen zum Wohle des Landes; er ist nicht nur der Beschützer eines Geistlichen, der mit ungeheurer Kühnheit und Castigkeit alle Ausschweifungen der Zeit schildert, des François Rabelais, sondern er ist auch der Beschützer des edelsten Vertreters faustischen Wissensdrangs, den die Zeit hervorgebracht hat, des Lionardo da Vinci.

Wenn man zwischen den Schlössern hindurch an der Loire wandert, vergißt man nie, daß Lionardo hier begraben liegt. Amboise wird zum Mittelpunkt der Eindrücke. Hier stößt man in der Kapelle des Schlosses, das wahrhaft königlich über einem kleinen malerischen Städtchen an der Loire emporragt, auf den Grabstein des geheimnisvollsten Menschen, den die ganze Renaissancezeit gesehen hat. Im nahen Schloßchen Clos-Lucé (Clouy) hat er die letzten drei Jahre seines Lebens zugebracht.

Es ist nicht so verwunderlich, Lionardo gerade in Amboise zu begegnen, wenn man sich erinnert, daß sich hier seit der Übersiedlung der 22 Italiener vom Jahre 1495 eine künstlerische Schule entwickelt hatte, und wenn man zugleich bedenkt, daß das Schloß Chaumont in unmittelbarer Nähe liegt. Der Herr von Chaumont, Charles d'Amboise, Statthalter Ludwigs XII., war es nämlich, der schon 1506 in dem von den Franzosen eroberten Mailand die ersten Beziehungen zu Lionardo anknüpfte. Welchen Eindruck der Künstler damals machte, klingt aus einem Briefe Chaumonts an die Florentiner Signoria wieder: „Wir wollen gestehen, zur Zahl jener zu gehören, die ihn liebten, ehe sie ihn je in der Gegenwart kannten. Aber seit wir mit ihm zu tun gehabt und durch Erfahrung seine mannigfachen Tugenden erprobt, sehen wir wahrhaftig, daß sein Name, gefeiert wegen der Malerei, dunkel ist im Vergleich zu dem, den er an Lob verdiente für die anderen Teile, die in ihm von höchster Tüchtigkeit sind.“ (Mitgeteilt in Herzfeld, Leonardo da Vinci. Jena 1904.)

Seit dieser ersten Berührung wirbt Frankreich um den Besitz

Lionardos. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß seine Entwürfe zur Kuppel des Mailänder Doms, in denen mittelalterliche Strukturen mit Renaissancegeist erfüllt sind, auch aus der Ferne auf jene eigentümliche Mischform der werdenden französischen Renaissance Einfluß gehabt haben, aber erst 1515 gelingt es Franz I., den Meister selber auf französischen Boden zu verpflanzen.

Aus einer Reisebeschreibung des Antonio de Beatis, der 1517 Lionardo in Amboise besuchte, können wir uns ein Bild machen, wie er dort gelebt hat. Der Besucher findet ihn umgeben von jenen Werken, die jetzt den Louvre schmücken, aber malen kann er nicht mehr, „weil ihm eine gewisse Paralyse in der Rechten gekommen ist“; er ordnet das gewaltige Werk seiner Schriften, das 120 Bücher umfaßt haben soll — er hält erstaunliche Vorträge über die Anatomie des menschlichen Körpers, und er beschäftigt sich praktisch mit „der Natur des Wassers“ und „unterschiedlichen Maschinen“. Denn zeichnen kann er noch trotz der gelähmten Hand. Wir wissen von einem Projekt, das er in diesen Jahren aufstellt für die Entwässerung eines großen Sumpflandes, das sich in der Nähe von Amboise ausbreitete. Aus dem Studieren der Loire und ihrer Nebenflüsse entstand der Plan zur Verbindung der Touraine mit dem Lyonnais durch die Saône mittels eines Kanalsystems, das er den „Kanal von Romorantin“ nennt. So kann man sagen, daß die Kanalpolitik, die solch große Rolle im Wirtschaftsleben Frankreichs spielt, auf ihn und seinen fürstlichen Gönner zurückgeht.

Ist es nicht ein faustisches Bild, das vor uns entsteht: dieser gelähmte, aber zum Glück nicht erblindete Greis, den bis zum letzten Atemzuge nichts anderes erfüllt als Forschen und Wirken. Todesahnung liegt über ihm und Einsamkeit, und doch klingt es wie Lebenssehnsucht, wenn er eines Tages den Ausruf niederschreibt: „Der Mensch, welcher mit beständigen Wünschen immer voll Festlichkeit den neuen Frühling erwartet, und immer den neuen Sommer, und immer die neuen Monate und neuen Jahre, während es ihm scheint, als ob die ersehnten Dinge im Kommen zu sehr zögerten, und nicht merkt, daß er seine eigene Auflösung wünscht!“ So sieht man ihn im Parke von Amboise dem zauberischen Frühling der Touraine entgegensehen — es mag kurz vor jenem 2. Mai des Jahres 1519 gewesen sein, an dem er dahinging.

Aber es ist nicht nur dies Menschenbild, das wir im Zusammenhang mit Lionardo auftauchen sehen, wenn wir an der Loire dahinvandern: es gehört zu den ganz großen, ja einzigartigen Reizen dieses Flusses, daß zwischen den Schlössern aus der Welt Franz I., die wahrlich reich gesät sind, auch noch zwei aus gleicher Zeit stehen, die man nicht mit Augen, sondern nur im Geiste sehen kann. Und sie sind nicht die wenigst interessanten. Das eine ist von Lionardo da Vinci, das andere von François Rabelais. Unter den Zeichnungen des Lionardo da Vinci ist uns der Entwurf zu einem Schloß erhalten, das er für den König an der „Estrada da Amboise“ plante. Die große Rolle, die das Wasser in dem Plan spielt, läßt vermuten, daß es unmittelbar am Flusse liegen sollte. Der Hauptkörper des Baus ist, der Tradition der Gegend entsprechend, ein an den Ecken von Rundtürmen gehaltenes großes Rechteck, aber die Treppen liegen nicht mehr in Türmen gewendelt, sondern entwickeln sich nach neuer italienischer Art in geraden Läufen, und den ganzen riesigen Hof umzieht eine einheitliche offene Säulenstellung. Der gesamte Bau ist von Wasserläufen umgeben, so daß nicht nur eine Brücke zu seinem Eingang führt, sondern auf der Rückseite eine zweite Brücke zum Wirtschafts- und Stallgebäude, das sich als großes innen von offener Säulenhalle umgebenes Hufeisen zum Schlosse öffnet; eine dritte Brücke führt in die Achse eines architektonisch gestalteten Parks. Was dem Ganzen aber eine besondere Note verleiht, ist ein riesiges von drei Seiten mit doppelten Tribünenstufen umgebenes Wasserbecken, das sich in der ganzen Länge der Gebäude — vielleicht in Verbindung mit dem Fluß — entwickelt. Die zahlreichen Schiffe, die darin angegeben sind, deuten darauf hin, daß es eine Arena für Wasserspiele war. — Ein reifer Geist zieht hier die Summe seiner architektonischen und gesellschaftlichen Erfahrungen in großen, klaren Linien. Er arbeitet aus der Natur und dem Wesen des neuen Landes heraus; das Werk hätte mit verwandtem Gesicht in der Landschaft gestanden, und doch hätte kein anderes Schloß der Loire ihm an innerer Größe geglichen.

Ganz anders liegt das andere Geisterchloß vor uns. Es ist die „Abaye de Thélème“, die Rabelais in den sechs letzten Kapiteln des ersten Buches seines „Gargantua“ vor unseren Augen erstehen läßt. Das Bauwerk ist so plastisch und so genau mit allen technischen Ein-

zelheiten und Maßangaben geschildert, daß es mehr als einen Architekten zur wirklichen Darstellung gereizt hat, und man kann sagen, daß es in seiner bewußten Übersteigerung das treueste Bild des Ideals darstellt, das sich die Zeit Franz I. von einem Bauwerk als Instrument höchster Lebenskultur und zugleich höchster Lebenslust machte. Das „Kloster“, wie Rabelais, der große Spötter über alle kirchliche Institutionen, sein Bauwerk nennt, ist in der einen Hälfte eines großen Sechsecks zur Unterbringung der Damen, auf der anderen zur Unterbringung der Kavaliere eingerichtet. Es enthält 9332 Zimmer, jedes mit Vorräumen und „Kapelle“, die in sechs Geschossen angeordnet sind. Rundtürme betonen die Ecken; zwischen ihnen sind an zwei Seiten große offene Reittreppen angeordnet, auf denen sechs Reiter in Front sich aufwärts bewegen können. Das Ganze liegt, von Wasser umspült, an der Loire und ist rings im Park umgeben von liebevoll erdachten Stätten galanten Vergnügens: Theater und Schwimmbassin, Hippodrom, Ballspiel- und Schießplätze, Obstgärten und Parklabyrinthen. Es ist unmöglich wiederzugeben, welche üppige Einzelheiten an Schmuck und Prunk Rabelais sich mit durchaus realistischer Phantasie erdenkt, aber während er seinen Bau in Worten entstehen läßt, ist ihm natürlich die Hauptsache, zugleich das Leben zu schildern, das die „religieux“ und die „religieuses“ in ihm führen. Es ist kein tolles Bacchanal, wie der Dichter es oft genug in ausgelassener Unbekümmertheit zu schildern versteht, sondern ein künstlerisch gebändigtes höfisches Leben mit allem galanten Raffinement, aber zugleich auch mit aller geistigen Kultur: der Dichter vergißt nicht, in einem seiner Schloßflügel herrliche Bibliotheken für fünf verschiedene Sprachen anzulegen.

So träumen am Ufer dieses Stromes der zum priesterlichen Einsiedler gewordene Weltmann und der zum Weltmann gewordene priesterliche Spötter zur selben Zeit ihren architektonischen Traum; der eine in monumentaler Ruhe, der andere in sprühendem Übermut. Und beide gehören sie gleich notwendig in das Bild, das man von diesem kleinen Stück eines Stromes davonträgt, in das eine unerhört lebensvolle Zeit in unerhört lebensvoller Deutlichkeit ihre Zeichen geprägt hat. —

*

Wir hätten diese Eindrücke am liebsten als in sich abgeschlossenes Bild mit nach Hause genommen und dachten daran, uns jetzt an einem ruhigen Ort still niederzulassen und der „Erholung“ zu pflegen. Das sollte uns nur schlecht gelingen, denn wo immer wir auf dem Wege zu solchem Ziel neue Gegenden Frankreichs berührten, taten sich neue interessante Welten auf.

Da wir zu Schiff nach Deutschland zurückkehren wollten und einen Hamburger Dampfer nur in Cherbourg erwischen konnten, war die Richtung gegeben, in der wir die Touraine verließen: das Ziel war die Normandie.

Aber ehe wir sie erreichten, zogen noch manche andere Eindrücke wie im Fluge an uns vorüber. In Angers waren wir im Mittelpunkt des „Anjou“, in dem sich die Lieblichkeit des Loiregebiets vielleicht zu seinem weichsten Eindruck steigert. Die 18türmige Burg, die auf der Höhe die Stadt überragt, hat eine schier unentwirrbare Herrscher Geschichte erlebt, in der Ehen, Ehescheidungen und Erbschaften zu jener weltpolitischen Bedeutung wurden, die für die Geschichte Frankreichs so verhängnisvoll geworden ist. Beherrscht hier diese Burg trotz der toten „Eleganz“ aufdringlicher moderner Stadtteile die Phantasie, so steht die zweite große Stadt dieses „Departements“, Le Mans, ganz unter dem Eindruck ihrer Kathedrale. Wenn man durch die altertümlichen Gassen streift, stößt man immer wieder auf diesen Bau, der mit einer Art überlegener Heiterkeit sondergleichen auf alle die vornehm-finsteren Privatbauten früherer Zeiten blickt, die von menschlichem Ehrgeiz und seinen Sorgen reden.

Diese Kathedrale ist unvollendet — was sie in strahlender Vollkommenheit an hochentwickelter Gotik zeigt, ist nur ein Kapellenumsäumter Chor —, und doch gehört sie zu den bedeutendsten Kirchenbauten Frankreichs. Ja, vielleicht liegt gerade in dieser Nichtvollendung ihr hoher künstlerischer Reiz. Wenn man noch den sorgfältig und etwas selbstgefällig zu Ende geführten Prunk der Kathedrale von Tours im Gedächtnis hat, wirkt die freie Gebärde dieser Gruppe erlösend, die nicht nur Altes mit Neuem verbindet, sondern ruhig beim Ausbau des seitlich gestellten Turms aufhört, wenn er seine Pflicht im Ausgleich der kühnen Silhouette der Massen erfüllt hat. Mir will scheinen, als ob

das Grenzenlose und Unfaßbare des Beginnens, das in diesen gotischen Domen liegt, uns Heutigen noch mehr zum Bewußtsein kommt, wenn wir einem grandiosen Fragment begegnen, als wenn solch Werk in all seiner unnahbaren Herrlichkeit fertig vor uns steht, als sei es eines Tages aus dem Erdboden emporgewachsen.

So wurden wir in Le Mans bereits von der genußsüchtigen Welt der französischen Renaissance in die durchgeistigte Welt der Gotik zurückgeführt, aus der sie sich losgerungen hatte, und das war gleichsam das Signal dafür, daß die ganze weitere Reise, im Gegensatz zu ihrem Anfang, historisch unter dem Zeichen mittelalterlicher Kultur stand: der Mont St. Michel trat in ihren Mittelpunkt.

Aber als wir dieses Heiligtum der normannischen Küste bereits beim Blick in die Ferne vor Augen hatten, war uns noch ein ganz unerwarteter andersartiger Eindruck beschert. An der Bucht von St. Michel, der wir zustrebten, grenzt die Bretagne an die Normandie. Es war der äußerste Zipfel der Bretagne, auf dem wir landeten, als wir in Dol den Zug verließen, und wenn man etwa meint, daß man in solchem Grenzbezirk den Unterschied zweier verwandter Bevölkerungskreise gar nicht merken würde, so ist das ein Irrtum. Man ist hier nicht in einer Übergangsgegend, man ist ganz in der Bretagne, und was man sieht und hört, kann nur Bretagne sein.

Da ragt in Dol aus kleinen mittelalterlichen Häusern die Kathedrale, eine herbe, strenge Steinmasse, die dem heiligen Samson geweiht ist. — Man horcht auf: was ist das für ein seltsamer Heiliger? Es ist ein englischer Mönch, einer von denen, welche die Briten führten, als sie, von den Angeln und Sachsen bedrängt, dies damals schwach besiedelte Land in Besitz nahmen und aus dem einstigen „Meerland Amorika“ Klein-Britannien machten. Vor der Stadt aber ragt einer jener gewaltigen Menhire empor, die auf die Urvölker weisen, die hier einst vor undenklichen Zeiten hausten und weiter im Süden rätselhafte Totenstädte von Tausenden solcher Male zurückgelassen haben. Neun Meter hoch erhebt sich der Stein aus flachem Feld ins Blaue. Als die Gallier dieses Urland etwa sechs Jahrhunderte vor Christus besetzten, konnten sie die Geister dieser ältesten Welt nicht bannen: in den keltischen Druiden schwang das unheimliche Ahnen dieser Vorzeit nach und mischte sich mit

ihrem eigenen transzendenten Sehnen. Und auch als sich mit der Einwanderung der Briten eine neue Schicht über diesen Boden breitete, drang die Macht wieder durch, die einst erste seelische Regungen ältester Menschheit in diesen Riesensteinen ausklingen ließ. Die walisischen und britannischen Mönche, die hier 500 nach Christo einzogen und die Dämonen der Gegend durch ihre christlichen Kirchen in Bann zu halten suchten, haben sie nie wirklich unterjochen können. Noch stehen die gewaltigen Steine der Vorzeit — bisweilen durch Kreuze schüchtern in fremden Dienst genommen — und die seltsame seelische Mischung schwingt noch als magischer Hauch, der durch diese Bevölkerung zu gehen scheint: man glaubt, ihn zu spüren im Ton der Sprache, die keiner anderen Sprache ähnlich ist, im Klang der geheimnisvoll tönenden Lieder und im Ausdruck der großgeschnittenen Gesichter tief-dunkelhaariger Frauen, aus deren Mitte noch heute eine Priesterin hervorgehen könnte. Das alles aber hat für uns greifbarere Gestalt gewonnen in den Sagen, die das Land durchziehen: wir sind in der Heimat Tristans und Merlins. Auf unsere größten deutschen Dichter, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, ist ein Hauch der Magie dieser Gegend übergegangen.

All das klingt in Dol nur an, zur vollen Wirkung kommt es erst, wenn man das Meer erreicht in St. Malo, denn hier vereinen sich alle charakteristischen Züge der Bevölkerung in einer merkwürdigen steinernen Stadt, die St. Maclou, ein englischer Mönch, im 6. Jahrhundert auf den Klippen des Ufers gründete. Die Stadt wirkt heute so merkwürdig und so anziehend, weil man in immer wechselnden Bildern von oben in ihr Häusergeflecht und ihr ganzes Treiben hineinschauen kann. Das 15. Jahrhundert hat um den eng zusammengedrängten Ort einen hohen Befestigungswall gezogen, und von dieser Promenade aus sieht man nicht nur auf das Leben, das sich, den engen Häusern entquellend, auf der Straße abspielt, sondern blickt in die Stuben selbst herein, sieht die Alten am Fenster sitzen und die Frauen wirtschaften. In dem Bild dieses Volkslebens herrscht bei den Frauen die Tracht noch vor: die weiße Haube, die mit einem hellen Dreieck das Gesicht umrahmt, der offene Kragen, die weiten Ärmel und die große Schürze, die den Laß des Nieders fortsetzt.

Das ist aber nur die eine Seite des Bildes, blickt man von der hoch sich windenden Straße auf die andere Seite, so sieht man unter sich das Meer. Man zweifelt, ob diese steinernen Wälle mehr gebaut sind, um dem Ansturm von Menschen oder dem Ansturm der Natur zu trotzen. Denn auch wenn es nicht stürmt, macht hier das Meer einen wilden Eindruck: — an zahlreichen inselartig aus dem Wasser ragenden Klippen, die oft durch Befestigungswerke malerisch betont sind, erkennt man, wie es die Küste zernagt hat, und jeden Tag scheint es sich aufs neue, wenn die Flut kommt, auf seine Beute zu stürzen. Denn wir sind an jener seltsamen Stelle der europäischen Küste, wo sich die ursprüngliche Flutwelle mit der Welle, die ihren Weg um England herum genommen hat, addiert, und nun das Wasser, das bei Ebbe den Sand, so weit man sehen kann, bloßgelegt hat, plötzlich zur Flutzeit mit der Schnelligkeit eines galoppierenden Pferdes in breitem weißen Wellenrand heranrückt. Über sieben Meter hoch überflutet es wie mit einem Schlage den Strand, und man kann sich kaum vorstellen, welche Wildheit der Elemente hier herrscht, wenn es bei Springflut bis auf fünfzehn Meter steigt.

Aber die Maloten fürchten sich vor dem Wasser nicht, es ist einer der Dämonen, mit denen sie zu ringen gewohnt sind. Hier wurde, ein Jahr bevor Kolumbus die neue Welt betrat, Jaques Cartier geboren, der 1534 mit kleinem Fischerboot nach Neufundland segelte und von da aus Kanada entdeckte. Dieser Jaques Cartier aber ist hier heute noch in Dutzenden von Nachkommen lebendig, denn die Fischgründe der Schiffer von St. Malo sind heute noch Neufundland. Alljährlich fahren sie mit einer Flotte von Dreimastern im März in die Neufundlandbucht und kehren erst im Herbst mit ihrer Beute heim; diese Gewohnheit gilt so sehr als Gerechtfame, daß, als 1873 Neufundland englisch wurde, der Friede von Utrecht ausdrücklich den Maloten das alte Fischereirecht vorbehielt.

Man wundert sich nicht, daß eine Stadt, deren Männer solches Leben gewohnt sind, trotz ungezählter Angriffe und Belagerungen niemals erobert worden ist; die Hauptkirche und das Schloß der Herzöge der Bretagne, das in ihrer Mitte liegt, gehören zu den wenigen alten Bauwerken des Landes, die nie zerstört wurden. Die Unbesiegbaren aber

machten selber ihre erfolgreichen Streifzüge. Lange Jahre waren sie gefürchtete Korsaren, und sie haben sich nicht gescheut, einem der berühmtesten Helden dieses Berufes, Surcouf, ein festliches Denkmal zu setzen. Das gehört mit zur Charakterisierung von St. Malo und scheint zuerst in merkwürdigem Gegensatz zu stehen zu einem zweiten Denkmal, das einem Sohn der Stadt gilt: dicht beim Hafen stoßen wir auf ein Bronzebild von Chateaubriand. Aber wenn wir näher zusehen, verleugnet auch er das Wesen seiner Heimat nicht, denn er wurde erst zum Dichter und großen Stilisten seines Volkes, als er, zweiundzwanzigjährig, zur See ging, um die nordwestliche Durchfahrt zum arktischen Nordamerika zu finden, und bei dieser Gelegenheit unter die Indianerstämme des Urwaldes geriet. Hier fühlte er sich so wohl, daß er seine Entdeckungspläne vergaß und in seiner „Atala“ Indianerliebe und -leben so farbig beschrieb, daß kein Roman seit „Paul und Virginie“ einen ähnlichen Erfolg hatte. Das Abenteuererblut von St. Malo hat ihn zum Dichter gemacht, und mit Recht hat er auf einer jener Klippeninseln, die vor der Stadt dem Meere trogen, der „Grand Bey“, das schlichteste und doch großartigste Grab gefunden, das einem Dichter zuteil geworden ist.

So schwebt ein Geist romantisch-abenteuerlicher Dichtung von Artus bis Atala über dieser Gegend, und man muß sich nur hüten, ihn nicht vom mondänen Eindruck der großen Hotels des nahen Lugsbades Dinard und seiner bunten Gästescharen vertreiben zu lassen; man muß nach der anderen Seite weiterblicken, wo die plastische Erfüllung romantischer Dichtertäume winkt, der Mont St. Michel. Er ist die Steigerung von St. Malo ins Phantastische, ins Unwirkliche. Man hat ihn oft die Verkörperung des Grautraumes genannt.

Die Bauten von St. Michel erheben sich auf einer klippenartigen Insel, die ebenso wie die Mauern von St. Malo bald im glitzernden Sande liegt, bald von der mit doppelter Schnelligkeit heranrasenden Flut hoch umspült wird. Die Insel ist von einem mittelalterlichen Festungswerk, hinter das sich ein paar Duzend Häuser ducken, umgeben; sie steigt an, aber zu einem „Berg“ wird sie erst durch die himmelan strebenden Mauern von Klöstern, Gärten und Kirchen, die sich auf ihrer Mitte türmen. Auch für den geübten Fachmann ist es

unmöglich, sich beim Anblick dieses Bautenknauels zu vergegenwärtigen, wie die baulichen Gebilde ineinandergreifen, er fühlt nur: es ist trotz aller Phantastik der Verklammerung von Massen und der ungewohnten Überschnidung aufstrebender Formen ein besetzter Organismus. Und durch eben diese Unbestimmbarkeit wird es ein Traum.

Drinnen aber ist der Eindruck anders. Wenn man die enge Gasse des Ortes erstiegen hat und nun durch Befestigungstore hindurch und über hohe Treppen am Rande der Baumassen den Eingang der Abtei erreicht hat, hört alle Wirrnis auf, und in großartiger Selbstverständlichkeit entrollt sich eine Folge monumentaler Räume. Der Weg führt auf und ab, zwischen den gewölbten Gängen kommt man auf Terrassen mit weitem Blick in die Ferne und malerischen Perspektiven der Nähe; plötzlich überrascht ein weiter stiller Kreuzgang, den 220 zierliche Säulen in Doppelarkaden umgeben, und dahinter erhebt sich die Kirche, ursprünglich ein Normannenbau des 11. Jahrhunderts, den ein üppiger gotischer Chor des 15. Jahrhunderts überönt. Trotz der verschiedensten Zeiten, die hier unablässig neu gebaut haben, wenn Feuer oder Feindeshand das Bestehende zerstörte, geht ein einheitlicher Geist durch das Ganze, denn immer wieder ist es der gleiche Stein, der neu belebt wird, kein Geschick hat ihn ganz vernichten können, er wächst gleichsam mit neuer Blüte wieder aus dem Schutt empor. Das größte Verdienst aber gebührt dem 13. Jahrhundert. Es hat hier in dem Hauptbau der Abtei ein Werk geschaffen, das mit Recht den Namen „La Merveille“ führt. Wenn man die Kirche verläßt, betritt man das dritte Geschloß dieses Gebäudes, ein hochgewölbtes Refektorium, und jedes der unteren Geschosse empfängt den Herabsteigenden mit einem neuen säulengetragenen Saal, deren schönster der „Salle des chevaliers“ ist, in dem einst Ludwig XI. den Ritterorden von St. Michel gegründet hat.

Wenn man diese repräsentative Seite der Abtei durchwandert, wandern manche unheimliche Schatten mit, denn alle historischen Schicksale der Normandie haben in dieser Abtei ihren Reflex gefunden: hier hat der Erzengel Michael, als er dem Bischof von Avranches 708 erschien, den Heiligengott geschlagen, hier haben Rollo, der Normannenfürst, und seine Nachfolger gehaust, und die Mönche haben das Wohlwollen dieser Fürsten dadurch gelohnt, daß sie sechs Schiffe zu jener Flotte bei-

steuerten, mit der Wilhelm 1066 England eroberte. Hier war der blühende Mittelpunkt der Wissenschaft im 12. Jahrhundert, das dem Kloster den Beinamen der „Stadt der Bücher“ gab. Hier brannte Philipp Augustus 1203 alles nieder, was er erreichen konnte, und baute es wieder auf, als er Herr der Normandie wurde, und hier versuchte Heinrich V. von England vergebens, mit seinen Männern die heilige Burg zu erstürmen. Jetzt haben weibliche Heere aus England besseren Erfolg gehabt, sie überfluten sie allsonntäglich und nehmen mit jener naiven Selbstverständlichkeit von ihr Besitz, die keine Scheu kennt vor den Schatten der Geschichte; sie lösen sich auf in Jahreszahlen.

Wir waren dieser zweiten Art von Flutwelle, die den Besuch des Mont St. Michel gefährdet, wohlweislich aus dem Wege gegangen, fromme Pilger begleiteten uns und zeigten, daß der alte Genius loci aus einem Bauwerk nicht auszutreiben ist, auch wenn es Museum wird. Mittags, als wir wieder in die steile Gasse des profanen Lebens herabstiegen, das sich um die Abtei angesiedelt hat, saßen wir mit ihnen zusammen in dem alttümlichen Wirtshaus der Madame Poulard jeune, die in Konkurrenz mit Madame Poulard aîné für die leiblichen Bedürfnisse der Inselbesucher sorgt. Wir hatten gehört, daß die berühmten Omeletten des Mont St. Michel bei ihr noch um eine Nuance vollkommener seien. Jedesmal, wenn aus der Küche aufs neue eines dieser Kunstwerke feierlich hereingetragen wurde, bestätigten die Anwesenden diesen hohen Ruf. Nach getaner Arbeit nahm Madame Poulard jeune die Komplimente selbst entgegen. Es wurde nämlich nicht im Gastzimmer einkassiert, sondern jeder Gast begab sich zu diesem Zweck zur Herrin des Hauses in die dämmerige Küche; da saß die würdige Matrone inmitten eines märchenhaften Aufgebots schöner Kupfergeräte und ließ sich von jedem einzelnen sagen, was er verzehrt hatte. Daß jeder auch ohne den Umweg über die Küche zu nehmen das Haus verlassen konnte, wurde gar nicht in Betracht gezogen. Es war merkwürdig, daß dies patriarchalisch-selbstbewußte System sich durch keine Fremdenindustrie hatte ansrotten lassen.

Als die Pilger sich verzogen hatten, stiegen wir noch lange, nur von Kindern begleitet, zwischen den auf- und absteigenden Mauern der alten Befestigungen herum und erwarteten das Kommen der Flut. Die

Sonne war schon im Sinken, da rollte sie heran, und während ihr leises, gleichmäßiges Brausen die Insel umspielte, begannen droben die Glocken ihr Abendgeläut. Es war, als ob ein geisterhaftes Zittern durch das alte Gestein ginge. War es die „Isle sonnante“, auf der wir waren, von der Rabelais erzählt: „Nous doubtions que feust le bruit sempiternel du colosse erigé sus la sepulture de Memnon en Thebes, ou les tintamarres que jadis on oyoit autour d'un sepulcre en l'isle Lipara —“? Irgendwie glaubt man, in einer Wunderwelt gewesen zu sein, wenn man nun im kleinen Schiff zurückfährt, die Silhouette des rönenden Gebirges aus Kirchen und Hallen weich in der Meeresluft verschwimmt, und das Ganze sich aufzulösen scheint in einen farbigen Duft.

Am Lande ist man bald der Wirklichkeit wiedergegeben, denn das Städtchen *U r a n c h e s*, in dem wir uns für einige Tage niedergelassen hatten, ist ein Fleck Erde, auf dem es sehr realistisch zugeht. Der uralte Kern, aus dem es hervorgegangen ist, spielt kaum noch eine Rolle, das Gesicht der emsigen Provinzstadt, die einer ländlichen Umgebung als Kaufhaus, Werkstatt und Vergnügungsort dient, hat sich ihm eindeutig aufgeprägt. Und in diesem Kleinbürgerlichen Getriebe lag für uns der Reiz. Das kleine, schmucke Wirtshaus, in dem wir wohnten, war ein Mittelpunkt eines gemüthlichen Gewatterlebens, das zwischen dem Wirt und seinen Gästen bestand. Wenn wir mittags an langer Tafel bei Tisch saßen, ging es zu wie in der Familie: am einen Ende thronte der Wirt, am anderen die Frau Wirtin. Wenn die riesige Suppenschüssel vor ihm aufgestellt war, brachte er selber den ersten Teller seiner Gattin; sie wurde in altmodischer Höflichkeit nur von ihm bedient, für uns anderen sorgten handfeste freundliche Mädchen. Aber außerhalb der Speisefolge gab es immer noch einen kleinen, unerwarteten Gang, den der Wirt selbst herumbot, wobei er uns zuflüsterte: „Besonders für Sie, meine Herren!“

Wir beiden waren in dieser Umgebung höchst ungewöhnliche Erscheinungen; man merkte, wie unser zur Schablone der reisenden Engländer durchaus nicht passendes Gehaben unseren Gastfreunden Rätsel aufgab, aber sie scheuten sich, einen Versuch zu machen, die unerkennbare Neugier zu befriedigen. Wir nahmen daher die erste Gelegenheit wahr,

um unser Herkommen klarzustellen; es war ganz unerwartet, man hatte auf Russen geraten. „Deutsche? — aber das bedrückt uns gar nicht, meine Herren —, wir sind es nur nicht gewohnt!“ Das war das erste spontane Echo unseres Wirtes, dann wurde nicht weiter Notiz davon genommen, aber der Flüstergang verschwand in der Speisefolge.

Da wir fühlten, daß unsere Reise vom Standpunkt einer Erholungszeit, die sie doch für das Arbeitsjahr bedeutete, das vor und hinter uns lag, etwas lebhaft ausfiel, suchten wir uns von Avranches aus ein stilles, kleines Fischerdorf, um dort am Strande richtige Ferien zu inszenieren. Und wir fanden es auch: In St. Jean-le-Thomas konnte man am Strande liegen mit der fernen Traumburg des Mont St. Michel vor Augen, — nur einige Fischerhäuser umgaben das behagliche kleine Gasthaus, in dem wir uns einlagerten, — außer einigen Pariser Malern, die man tagsüber in der Gegend wirken sah, waren wir die einzigen Fremden. Das Essen war köstlich, wir waren ja in der Gegend Frankreichs, wo es zwanzig verschiedene Käse gibt, und wir lernten den Apfelwein, den goldbraunen Cidre, lieben, der dem Gaste in der Normandie statt des roten Weines in beliebigen Mengen gratis zur Verfügung steht; das Ganze kostete zudem so märchenhaft wenig, daß wir das Gefühl hatten, täglich durch unser Faulenzen noch etwas zu verdienen, denn so billig ließ sich das Leben in Deutschland nicht bestreiten.

Aber irgendein kleiner Teufel aus den unterirdischen Verliehen des Mont St. Michel gönnte uns dies paradiesische Dasein nicht: nachts sandte er eine Legion seiner Leibgarde, der Flöhe, gegen uns aus, und dies Manöver führten die kleinen Tiere so meisterhaft und mit solcher Übermacht durch, daß wir nach einigen durchkämpften Nächten wieder zum Wanderstab griffen und den Rest unserer freien Tage ruhelos durch die Normandie streiften; denn, so schön sie ist, nach den Eindrücken von Avranches und St. Jean-le-Thomas verlockte es uns nirgends zum dauernden Niederlassen. Die Badeorte, die sich nach Norden zu an der Küste reihen, werden immer kultivierter und endigen schließlich in dem Weltbad Granville, dessen elegantes Treiben wir durchaus nicht suchten. Wir zogen also in die Städte ein, die zwischen Granville und Cherbourg im Hinterlande liegen — Coutances, Caen, Bayeux —, und hier fanden wir uns reich für unsere Wanderunruhe belohnt. Jetzt erst be-

gann der historische Hintergrund dieses grünen Gartens, durch den wir gezogen waren, aufzutauhen, eines Gartens, der ganz vergessen ließ, daß es außer üppigen Weiden, Obstbäumen und Kornfeldern noch etwas anderes auf der Welt gibt.

Wenn man den Eindruck dieser Städte unmittelbar auf sich wirken läßt, so ergibt sich ein ungeheures Staunen über die Macht der Gotik. Coutances, eine Stadt von zur Zeit etwa 8000 Einwohnern, hat eine Kathedrale mit zwei ungewöhnlich kraftvollen Westtürmen und einem Vierungsturm von erstaunlicher Schönheit; Bayeux, das nicht größer ist, zeigt eine Kathedrale, deren beide Westtürme von einer Vierungskuppel überragt werden, die als das höchste gotische Bauwerk Frankreichs gilt; Caen, eine Stadt, die sich zur Zeit auf die fünffache Größe der beiden vorgenannten entwickelt hat, besitzt fünf gewaltige gotische Kirchen. Aber man kann ebensogut nach Lisieux oder Rouen gehen, um ähnliches festzustellen. Hier spiegelt sich eine Zeit, in der, abgesehen von anderen großen Kirchen, sechzig Kathedralen in Frankreich gleichzeitig gebaut wurden: eine religiöse Anspannung, die kaum vorstellbar ist. Man würde aber diese Zeit falsch verstehen, wenn man in solchen Bauten nur die religiöse Seite sähe, sie sind zugleich das Befreiungsmonument der Stadtgemeinden. Erst als der Bürger dem Druck des Adels und der Priesterschaft entwächst, schwingt er sich auf zu diesen übermenschlichen Leistungen, stellt er seine physische und finanzielle Kraft, sein handwerkliches und künstlerisches Können mit solcher begeisterten Freigebigkeit in den Dienst dieser Bauten. Es sind freiwillige Leistungen, die sich der Kirche bedienen, um das Selbstgefühl einer Bürgergemeinschaft zum Ausdruck zu bringen.

Das darf man allerdings nicht so verstehen wie Ruskin, der von den Türmen von Coutances, den vielleicht ersten völlig vollendeten Spitztürmen, sagt, daß sie zeigen: „the complete domesticity of the work; the evident treatment of the church-spire merely as a magnified house-roof.“ Ach nein! Eine solche Verbürgerlichung der Kirche im äußeren Sinne meinen wir gewiß nicht. Diese Bauten bleiben ein vom Alltag völlig losgelöstes Denkmal, das Denkmal einer großen Idee. Nur in der Tatsache, daß solche Ideen verwirklicht werden konnten, spiegelt sich der selbstbewußte Wille des Bürgertums.

Das eigentlich religiöse Wesen des Landes offenbart sich noch eindringlicher in den unscheinbaren Bauten, die manchmal als Kern in diesen strahlenden gotischen Hüllen stecken, aber oft auch neben den Kathedralbauten im Lande erhalten sind. Sie entstammen meist dem Eifer der Bekehrung, denn das Eindringen der Nordmänner auf diesem französischen Boden hat sich ganz anders vollzogen, als das Eindringen der Briten in die Bretagne, die ihre Kirche mitbrachten; hier waren die vielen Kleinen, gallischen Stämme, die ursprünglich das römische „Gallia Lugdunensis secunda“ bewohnten, bereits im 5. Jahrhundert von den christlichen Franken abgelöst, und es waren Einfälle „heidnischer“ Wikingier, vor deren ständigen Gefahren sich das Land schützen wollte, als Karl der Einfältige 912 dem räuberischen Normannenherzog Rollo seine Tochter Gisela zur Frau gab. Unter dem Einfluß der Christwerdung der Normannen entstanden jene frühen Kirchenbauten der Normandie, die noch ein mystischer Hauch umwittert.

Wir sahen sie in einem besonders eindrucksvollen Gewande: man feierte kirchliche Festtage, und alle Gotteshäuser hatten die alten Teppiche und Gewebe, die sie sonst in ihren Truhen verschlossen halten, hervorgeholt und sich damit geschmückt. Es waren durchaus nicht nur heilige Dinge, von denen diese alten Gewebe erzählten, man hatte das Gefühl, daß die ganze Welt der Sagen und mystischen Dichtungen in ihnen hervortauchte, und es schien mir, daß hier das noch unverarbeitete Material zu einer Geschichte der monumentalen Flächenkunst früher Jahrhunderte für einige Tage aus dem Dunkel hervortauchte.

Wenn man diesen Schmuck gesehen hatte, begriff man, daß auch der berühmte 70 Meter lange „Teppich von Bayeux“ einst diesem Zweck festlichen Kirchenschmucks gedient hat. Er wollte gleichsam die Gelegenheit wahrnehmen, um seine weltliche Wirkung auszuüben, denn es ist eine durchaus politische Arbeit, die hier die Gattin Wilhelms des Eroberers, Matilda, um 1070 mit ihrer Stüknadel ausgeführt hat: die Verherrlichung und Rechtfertigung der großen Tat ihres Gatten, der Eroberung Englands. Ist es bewußt oder unbewußt, daß diese zeitgenössische Darstellung das ganze ränkereiche Geschehen in die heroische Sphäre der Legende entrückt? Vielleicht entsteht diese Wirkung auch nur durch das künstlerische Gefühl, das mit erstannlicher Kraft und

Eindringlichkeit kaum darstellbare Ereignisse in den Stil der Stickerei aus farbigen Wollfäden auf Leinwand zu bannen verstand. Vorgänge wie die Ausrüstung der Flotte oder der Tumult der Schlacht von Hastings, sind in jener homerischen Art geschildert, die neben kleinstem charakteristischen Detail den großen Zug nie vergißt. Das ergibt als zeitgenössische Darstellung ein einzigartiges historisches und zugleich künstlerisches Dokument.

Matilda hat sich nicht nur dieses Denkmal gesetzt. Es ist eine der Eigentümlichkeiten von Caen, die sich unauslöschlich einprägt, daß sich hier rechts und links von der alten Burg, möglichst weit auseinander zwei großartige Abteikirchen erheben, in deren einer, „La Trinité“, Matilda ruht, während die andere das Grab ihres Gatten, Wilhelms des Eroberers, umschloß. Ihre Ehe galt infolge allzunaher Verwandtschaft als Sünde, und sie wollten das wenigstens im Tode wieder gutmachen und von weit getrenntem Lager aus vor dem höchsten Thron erscheinen. Vielleicht fiel die peinliche Sache dann weniger auf. Sie hat zu außerordentlich schönen künstlerischen Werken geführt; mit feinem Gefühl ist „La Trinité“ in zierlicherem Geist, „St. Etienne“ in mächtigen, selbstbewußten Formen gehalten. Aber dies monumentale Grab hat seinen Zweck als Ruheort nach wildem Leben trotzdem nicht erfüllt: es liegt eine Art symbolischer Bedeutung darin, daß die Zeiten kaum übersehbarer Unruhen, die anschließend an die Eroberung Englands über dieses friedliche Stück Erde hereingebrochen sind, den Resten Wilhelms keine Ruhe gönnen: sie sind in alle Winde zerstreut.

Als wir in Cherbourg, einer der unfreundlichsten Hafenstädte der Welt, den Hapagdampfer bestiegen, machten wir die gleiche Fahrt, die Wilhelm einstmals zur Bezwingung Haralds mit seiner Flotte ausgeführt hatte, und wir dankten es Matilda, daß uns der Unterschied der Fahrzeuge mit zwingender Deutlichkeit vor Augen stand. Wir waren mit diesem Unterschied ganz zufrieden, denn am Deck der „Königin Luise“ genossen wir in bequemen Liegegestühlen, halb wachend, halb träumend, die ersten eigentlichen Erholungstage dieser bilderreichen Ferienreise; zeitlich hätte die Fahrt gerne ebensolange dauern können wie der Besuch bei Harald. Und nun erst begannen die Bilder sich in größerer Deutlichkeit voneinander abzuheben: die lebensfrohe Welt der

Touraine, das dunkle Volk der Bretagne, in dem keltische und vorkeltische Züge nicht verschwunden sind, und dann diese blauäugige blonde Rasse der Langschädel, in der sich Normannen und Franken mischen. Schon ein flüchtiger Blick in diese Landstriche offenbart mit eigentümlicher Deutlichkeit, wie die völkischen Begebenheiten der Geschichte ohne den Einfluß der Natur, in der sie sich abspielen, nicht zu verstehen sind. Paul Valéry warnt allerdings davor, die Stammesunterschiede der Franzosen nicht zu überschätzen: „Die einfachsten und größten Züge eines Volkes entgehen zunächst den Bewohnern dieses Landes, die das, worin sie immer lebten, nicht mehr empfinden. Der Fremde hingegen beobachtet jene und überwertet den summarischen Umriß, so daß er nicht die Menge der feinen Eigenarten und die fast unsichtbare Wirklichkeit wahrnimmt, wodurch Millionen von Menschen sich zu einer Einheit verbinden.“

Er betont immer wieder, daß gerade aus der Mischung von Kelten, Lateinern und Germanen eine neue Masse zusammengeschmolzen ist, die eine nur ihr eigentümliche Eigenart besitzt: „La France“ ist ein unteilbares einmaliges Ganzes. Man ahnt, daß er recht hat, aber nicht in dem Sinn, wie es der Besucher von Paris oftmals glaubt, der in dem bunten, schillernden Gemisch dieser Stadt das ganze Frankreich vor sich zu haben meint. Nein, in einem Sinn, der einem erst aufgeht, wenn man fern von der Metropole durchs Land streift: das vereinheitlichende Element ist nicht der Städter, sondern der Bauer. Frankreich ist ein Bauernland. Die große Bindung all seiner verschiedenen Stämme liegt in dem Zusammenhang, den dies Volk gerade durch die Wechselfälle der Geschichte immer mehr mit seinem Boden und dessen Pflege gewonnen hat. Daraus entsteht die Einheitlichkeit jener eifersüchtigen Liebe, die manchmal so erschwerend in die Stimmung hinübergreift, die man dem politischen Nachbar gegenüber hegt.

Wer diese Eindrücke wandernd auch nur flüchtig erlebt hat, wird nicht mehr das Volk mit seinen Großstadtpolitikern verwechseln; auch wenn ihm aus der „Stimmung des Tages“ Haß entgegenschlägt, wird er eine Liebe nicht mehr unterdrücken können.

Eine Reise zum „Heiligen Berg“ von Orta

Jeder, der reisend durchs Land gestreift ist, wird wissen, daß es nichts Reizvolleres gibt, als unvermutet selber zu entdecken. Man kann die herrlichsten Nummern der Kunstgeschichte gesehen haben, wenn man dann plötzlich irgendwo auf etwas Unvermutetes, noch nicht Katalogisiertes stößt, überstrahlt es die großartigsten geschichtlichen Erscheinungen: man meint, daß einem ganz persönlich etwas Köstliches geschenkt sei.

Von einem solchen Geschenk, das mich einmal entzückt hat, will ich berichten; ich erfuhr dabei, daß man sogar in dem doch wahrhaftig von der Kunstgeschichte um und um gegrabenen Boden Italiens noch etwas entdecken kann, wenn man, ohne zu suchen, „so für sich hin“ geht.

Ich war 1905 im Engadin den Spuren Nietzsche in Silvaplana und Sils-Maria nachgegangen, bis ein hoffnungsloses Regenwetter auch den bescheidensten Wanderabsichten ein Ende machte. Da half kein langes Warten: ich fuhr zum Bergell herunter nach Italien herein, der Sonne entgegen. Sie bewährte ihren Ruf: ich traf den Comer See in herrlichstem Blau. Aber es ging mir seltsam: nach dem erhabenen Eindruck von segantinischer Prägung wollte mir die Welt Oswald Achenbachs zunächst gar nicht eingehen; ruhelos pilgerte ich, westlich gewandt, weiter zum Luganer See, wurde auch dort nicht heimisch, streifte zum Lago Maggiore und zwang mich endlich in Pallanza haltzumachen.

Als ich nun in dem üppigen Garten des „Grandhotel“ faul herumlag, hatte ich Muße, die üblichen photographierenden Engländerinnen zu beobachten. Eines Tages breitete eine von ihnen auf dem Tisch neben mir ihren Raub aus; da fiel mein Blick auf ein Blatt, das meine Aufmerksamkeit sofort fesselte: es war eine reizende, anmutige Kapelle von feinsten Formen inmitten eines herrlichen Parkes. Ich knüpfte ein Gespräch an und fragte nach dem Motiv. „Oh, da finden Sie noch viele, wenn Ihnen das Spaß macht“, war die Antwort. „Orta heißt die Stelle. It's a lovely place.“

Obgleich nun im Munde einer Reise-Engländerin „a lovely place“ so ziemlich die einzige Wertbezeichnung ist, die man zu hören bekommt, wenn nicht gerade Abscheu ausgedrückt werden soll, wußte ich plötzlich, warum ich bisher nirgends zur Ruhe gekommen war. Mir war bestimmt, dieses Orta aufzusuchen, und ich lernte aus meinem Baedeker, daß ich meine nach Westen gerichtete Seenreise nur folgerichtig zu Ende zu führen brauchte, um das zu tun; denn westlich vom Lago Maggiore liegt schließlich noch ein wenig bekannter weiterer See, klein und unscheinbar neben seinen glänzenden Brüdern und deshalb kaum besucht, der See, dem Orta, das an seinen Ufern liegt, den Namen gibt. Ich entnahm aus dem Buche, daß das, was ich gesehen hatte, eine Kapelle von einem „Heiligen Berge“ sein mußte, der über der Stadt lag. Viel konnte ich mir bei diesem Begriff nicht denken, aber das eine war sicher: der kleine Bau war das, was man in der Sprache des Feuilletons ein „Juwel“ zu nennen pflegt, und ich war begierig, ob da wirklich noch mehr solche Juwelen herumliegen würden.

Die Reise war verhältnismäßig umständlich: zuerst Post, dann nochmals Post; endlich traf man bei Domodossola die Bahn, damals noch ein ziemlich toter Strang, neuerdings, wo der Simplontunnel diesen Strang unmittelbar mit dem Nordwesten verbindet, eine internationale Verkehrslinie. Wer weiß, ob Orta nicht bald ebenso bekannt sein wird wie Lugano, denn es ist eine der ersten italienischen Stationen auf dieser Linie, und nur ein Umstand erhält es vielleicht in der idyllischen Weltvergessenheit jener Lage, der nämlich, daß man beim Vorbeifahren nichts von seinen Schönheiten zu sehen bekommt. Als wir auf der öden Station ausstiegen, sagte mein Bruder, der die ganze Expedition höchst skeptisch betrachtete: „Na, das ist ein netter Hereinfall.“

Aber dann kamen wir um die deckende Rundung eines prächtig bewaldeten Hügels herum, und nun sah die Sache anders aus. Da lag ein reizender blauer See: nicht zu groß, alle seine Ufer spielten noch mit als Kulisse ins Bild herein. An einer Uferseite duckte sich, lang hingezogen, ein Gewimmel malerischer Häuser an den Rand eines bewaldeten Hügels; dieser Hügel war der „Heilige Berg“, und aus Respekt vor ihm hatten sich die Menschen so angesiedelt wie einer, der es nur wagt, auf dem Rande des Stuhles schüchtern Platz zu nehmen. Ob-

gleich sich rings das schönste „Bauland“ ausbreitete, drängte sich alles in einer langen Straße am See neben- und übereinander zusammen, und gleichsam, um das Land zu entlasten, waren auf einer kleinen Insel, die vor dem Hafen liegt, Kirchen, Klöster, Loggien und Terrassen so zusammengehäuft, daß eine phantastische Zauberstadt wie ein Wunder unmittelbar aus den Fluten emporzusteigen schien.

So saß und drängte alles eng aufeinander, und der schöne, weite Raum war ganz für den Heiligen reserviert, dessen Ruhm und Ehre die Stadt zum Zweck ihres Daseins erkoren hatte: sie ist ein einziges Denkmal des heiligen Franziskus von Assisi, das reizendste Denkmal, das ich bisher gesehen habe.

Es ist nicht ganz leicht, seinen Reiz und sein Wesen mit Worten zu beschreiben. Zum Teil liegt dieser Reiz wohl darin, daß der „heilige Franziskus“ ein so überaus sympathischer Heiliger ist, vielleicht der einzige aus der großen Schar, der dem Nichtkatholiken persönlich nähertritt. Wer die bescheidene Geschichte seines Evangeliums, den „Blütenkranz des heiligen Franziskus“ einmal gelesen hat, wird nicht nur ein Bild rührender Güte, sondern zugleich die Schönheit einer Dichtung nicht wieder vergessen können. Ganz frisch und zeitgemäß aber mutet uns die Religionsphilosophie dieses Mannes an, sie ist die erste Blüte eines christlichen Pantheismus. Gott ist diesem Verkünder nicht außerhalb, sondern innerhalb der sichtbaren Natur, und so sieht er ihn im Tier, in der Pflanze, im Stein, und ehrt ihn in diesen Gebilden. Aus dieser Verehrung entwickelt sich die Lehre einer rein vergeistigten Liebe, nicht nur der Liebe zum Menschen — die ist selbstverständlich —, sondern eine Liebe zur Kreatur, und die ist etwas Neues. Das Tier und der Baum sind ihm „Brüder“: daraus entsteht unvermerkt ganz allgemein ein Verständnis für die Natur. Längst, bevor das merkwürdig lange schlummernde Naturgefühl im Menschheitsbewußtsein erwachte, hatte Franziskus es empfunden und machte einen Gottesdienst daraus.

Wenn man diesem Manne ein Denkmal setzen wollte, konnte man zunächst nichts Schöneres tun, als ihm ein Stück erlesener Natur zu weihen. Der Wanderer, der von der Piazzetta Ortas heraufsteigt zum „Heiligen Berg“, sieht sich auf dessen Gipfel in einem herrlichen Park; er findet große Terrassen, von denen aus der Blick sich weitet über den

See mit seiner verzauberten Insel; und eingebaut in dieses Stück herrlicher Natur beginnt nun die Kunst ein seltsames Erzählen.

Man hat sich zur Aufgabe gemacht, Leben und Taten des heiligen Helden wie in einer Chronik vor den Augen des Besuchers zu entrollen, und das geschieht in naiver Weise mit der Lebendigkeit einer szenischen Vorführung: zwanzig Episoden aus dem Entwicklungsgang des „heiligen Franziskus“ sind herausgegriffen, und man erlebt sie mit. In Hunderten von lebensgroßen farbigen Figuren aus gebranntem Ton, die in großer Lebendigkeit und doch durch das Material leise stilisiert, geformt sind, werden diese Szenen zur Darstellung gebracht. Man kommt an eine zierliche Kapelle, betritt sie und findet sie nicht leer, wie man erwartet, sondern voller Menschen; alle Gestalten folgen gespannt einem Vorgang, der sich mitten im Raum abspielt, und man selbst ist trotz eines kleinen Vorraumes, der einen unvermerkt von den andern trennt, sofort einer in der Schar der Zuschauer: das naive Gemüt erlebt alle diese heiligen Geschichten unmittelbar mit. Aber so erstaunliches Können diese vollstümlichen Szenen auch zeigen, und so geschieht die Massenregie auch ist: die eigentliche künstlerische Überraschung liegt nicht in ihnen, sondern in dem Geist, der in den architektonischen Hüllen dieser Szenen zum Leben gekommen ist. Schon wenn man die erste Kapelle gesehen hat, weiß man, daß hier ein ganzer Künstler gewaltet hat, und wenn man alle zwanzig nacheinander vor sich hat auftauchen lassen, steht man bewundernd vor einer schöpferischen Leistung ganz besonderer Art. Hier hat ein Architekt in kleinen Einzelarbeiten die ganze Fülle seiner gestaltenden Phantasie ausgegossen.

Wir wollen versuchen, seinen Spuren zu folgen. Zunächst lernen wir ihn kennen als einen Mann von feinstem städtebaulichen Empfinden. Die Art, wie er diese zwanzig Kapellen in dem Park, der den Gipfel des „Heiligen Berges“ deckt, verteilt hat, so daß sie auf engem Raum sich nicht behindern, sondern bei dem durch ihren Inhalt gegebenen Rundgang als immer neue Überraschungen hervortreten, ist ein Meisterstück. Wenn man das stattliche Eingangstor durchschritten hat, befindet man sich auf einer langen, am Rande des Hügels entwickelten Terrasse. Auf der einen Seite breitet sich der wundervolle Blick über den See, auf der anderen stehen die drei ersten Kapellen, deren an-

spruchslose und freundliche Vorderseiten die Straße säumen; am Ende der Terrasse biegt der Weg ins Innere des Parkes. Auf der anderen Seite des Hügels, zu der er führt, wartet bereits eine neue Überraschung: beim Knick des Weges öffnet sich der Blick in die Waldhügel des Hinterlandes. Für den Genuß dieses Blickes ist die sechste Kapelle ganz und gar gebaut: hart am Rande des Berges schwebend, lädt sie ein, um von der ihren Kern umgebenden Loggia die Aussicht zu genießen; zugleich aber beherrscht sie wieder mit ihrer Fassade den nächsten Wegabschnitt. Unvermerkt wird man in diesen Weg durch die Lage der Architekturen hereingeführt und als Endpunkt lockt hochliegend ein malerischer Rundbau, die achte Kapelle, während sich seitlich der Säulenvorbau der siebenten aus den Bäumen schiebt.

Der nächste Abschnitt liegt wieder parallel zur Eingangsterrasse. Er wird belebt durch die zierliche Architektur eines seitlich gelegenen Kapellenbanes und mündet in einen kleinen, unregelmäßig angelegten Heckengarten, in dem drei weitere kleinere Bauten in grünen Wiesenflächen liegen (10., 11. und 12. Kapelle). Dieser Garten mündet in einen großen, mittleren Platz, auf dem Bänke zum Ausruhen einladen; er wird beherrscht durch die stattliche zwölfte Kapelle, die zugleich so gelegen ist, daß sie in einem Durchblick von der Eingangsterrasse aus in der Ferne zur Geltung kommt. Neben ihr führt der Weg wieder in den Wald, und hier erwartet den Wanderer, nachdem er an dem mit weiser Mäßigung unscheinbar gehaltenen Bau der 14. Kapelle gleichsam hat Atem schöpfen können, der größte Eindruck der ganzen Anlage, ein Rundbau von entzückender Grazie: die 15. Kapelle. Das Volksgefühl hat die Meisterschaft dieses Bauwerkes richtig erkannt und hat das dadurch ausgedrückt, daß es ihn als Werk Michelangelos betrachtet; das ist die naive Form, um der vollendeten Leistung gebührende Huldigung darzubringen, denn es braucht kaum gesagt zu werden, daß an die besondere Eigentümlichkeit der Hand Michelangelos nichts am Bauwerk erinnert. Hat man sich an der Harmonie dieser Kapelle satt gesehen, so stößt man am hinteren Rande des Hügels, zu dem man nun wieder zurückgelangt, auf eine neue Überraschung: wieder erhebt sich hier ein Rundbau, aber es ist ein üppig entwickelter, malerischer, turmartiger Bau, die „Capella non finita“, die zugleich als Aussichts-

turm ausgebildet ist: in offener Architektur schlingt sich eine Treppe zwischen Säulen um den Kapellenkern herum.

Während von hier der Weg am aussichtsreichen Rande des Hügels weiter entlangführt, hält sich die Architektur der nächsten Kapellen taktvoll zurück, und schließlich kommt der Besucher an einem zierlichen Brunnenhäuschen vorbei zum Endpunkt der Wanderung, einem mannigfaltig entwickelten Bauwerk, das die letzten Kapellen zu einem einheitlichen Baukörper zusammenfaßt. Damit sind wir auf eine Straße zurückgekommen, die wieder auf der Eingangsterrasse mündet, und die nach der entgegengesetzten Richtung hin zum Klosterbau führt, der gleichsam die schirmende Mutter der ganzen Kapellenfamilie ist.

So wird man unvermerkt, ohne die Enge des Raumes zu spüren, von einem zum andern Bau gelockt, jeder ist seiner besonderen Stelle in der Natur als Masse angepaßt, aber trotz größter Mannigfaltigkeit wird doch eine Einheit der Stimmung gewahrt.

Und auch wenn man jeden kleinen Bau als Einzelgebilde betrachtet, wird man nicht enttäuscht; bei aller Anspruchslosigkeit entfaltet sich neben einer Feinheit des Details eine Fülle von architektonischer Phantasie durch die Art, wie hier die immer gleiche Aufgabe in immer anderer Form gelöst wird. Der Geist der Hochrenaissance, der durch alle Kapellen hindurchgeht — sie mögen zwischen 1588 und 1630 entstanden sein, und nur die letzten kleinen Leistungen haben späteren Charakter —, zeigt sich hier in jenem eigentümlichen Zwischenzustande höchster Fruchtbarkeit, der charakteristisch ist für die Wendezeit, in der das Barock anfängt, leise mit seinen belebenden Gedankengängen in die Baukunst einzudringen.

Wenn man die Grundrisse dieser kleinen Werke zusammenstellt, erkennt man erst den ganzen Reichtum an baulichen Gedanken, der in ihnen entfaltet ist. Da sehen wir parallel nebeneinander den Langhausbau und den Zentralbau in allen Variationen, die sich für einzellige Gebäude erdenken lassen, und es ist deutlich zu verfolgen, wie der einfache Keim, der in der rechteckigen zweiten Kapelle steckt, sich weiter zu verschiedenartigen Längsgebilden entfaltet, und wie sich aus dem einfachen Keim der zehnten Kapelle die ganze Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten zentraler Raumgedanken entwickelt.

Mit diesen Zentralgebilden wird aber an eine der vornehmsten Aufgaben gerührt, welche die Renaissance sich gestellt hat, eine Aufgabe, die sich als logisches Endglied einer baulichen Entwicklungsreihe darbietet, und die doch verhältnismäßig selten ausgeführt ist.

Bramantes „Tempietto“ in Rom ist wohl die bekannteste Verwirklichung dieses Gedanken. Die „Capella non finita“ und die 15. Kapelle des „Heiligen Berges“ von Orta stellen sich unmittelbar neben Bramantes kleines Meisterwerk. Die „Capella non finita“ und der „Tempietto“ zeigen dabei unverkennbar den gleichen Typus, während die 15. Kapelle aus der nämlichen Aufgabe einen wesentlich anderen Charakter entwickelt. Der feine Schwung ihres Bogenkranzes ist etwas Neues, und doch kennen wir ihn, er erinnert uns an einen berühmten Bau, der zwar nie ausgeführt wurde, uns aber doch wie ein Werk der Wirklichkeit vertraut ist: den Tempel, der im Hintergrund von Rafaels „Sposalizio“ steht. Hier handelt es sich auch, wie bei der 15. Kapelle, um einen Kernbau mit offenem Säulenumgang, die Säulen dieses Umgangs tragen aber nicht wie beim „Tempietto“ ein gerades Gebälk, sondern wie die 15. Kapelle ein Bogensystem, so daß die Verwandtschaft dieser beiden Werke deutlich hervortritt.

Ein Vorfahre dieses Raffaelschen Bauwerkes ist bekanntlich auf Peruginos gleichartigem Bilde vorhanden, und auch ihn in diesem Zusammenhange zu betrachten, gewährt ein gewisses Interesse: er zeigt einen Achteckbau, der nach ähnlichem Prinzip wie die neunte Kapelle kleine Vorhallen von vier der Achteckseiten aus zentral entwickelt. Raffael ist in der Weiterbildung dieses Typus und in der Harmonisierung des Motivs einen Schritt vorwärts gegangen, er legt die Vorhalle als Kranz rings um den ganzen Bau und zerlegt dabei, ähnlich wie das in der achten Kapelle des „Heiligen Berges“ geschieht, das Rund der umgebenden Halle in die geraden Seiten eines vielgliedrigen Polygons. So reihen sich diese beiden gemalten Schöpfungen mitten zwischen die Typen des „Heiligen Berges“. Raffael wagte es noch nicht, die Bogen, die von Säule zu Säule gespannt sind, die Schwingung des Rundes mitmachen zu lassen, diese letzte Konsequenz zieht erst der Architekt unserer Kapelle 15. Sein Werk ist trotz aller Einfachheit und Selbstverständlichkeit eine kühne Leistung, sie verkörpert den höchsten Grad schlichter Grazie, der in

der Richtung dieses architektonischen Gedankens erzielbar war; selbst Raffaels seine Schöpfung sieht schwerfällig aus neben ihr. Und auch die „Capella non finita“ begnügt sich nicht mit einer einfachen Lösung des „Tempietto“-Gedankens, dem Säulenkranz unter einem geraden Gebälke, sondern macht sich die Aufgabe schwerer: sie wagt sich an ein Motiv, das sonst meines Wissens niemals versucht ist, das Motiv der Treppe, die sich in die offene umkränzende Säulenstellung des Umganges hereinlegt. Das ist eine geistreiche Lösung, die uns zeigt, daß wir es hier zu tun haben mit einer architektonischen Kraft von ungewohnter Stärke.

Und damit wird man immer lebhafter zu der Frage gedrängt: wer ist dieser Meister? Wer hat es vermocht, die imposante architektonische Leistung dieser Kapellenfamilie, die, abgesehen von den allerletzten kleinen Bauten, unverkennbar einen einheitlichen künstlerischen Willen zeigt, in die Welt zu setzen?

Die Leistung ist so vollendet, daß man ihren Schöpfer nur in der vordersten Reihe der Meister jener Zeit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert suchen möchte. Man könnte schwanken, ob man es mit Pellegrini, den die Kunstgeschichte Tibaldi nennt, zu tun hat, der in jenen Jahren im Norden Italiens die kühnste Kraft und stärkste Persönlichkeit in zahlreichen Meisterwerken bewiesen hat, oder ob der sanftere Galeazzo Alessi, dessen Gestalt nicht weniger herrschend hervortragt, hier am Werke gewesen ist. Ich glaubte bei diesem ersten Besuch, den wagemutigen Geist Tibaldis zu erkennen und legte diese Hypothese in einer kleinen Arbeit nieder, die in der „Deutschen Bauzeitung“ (39. Jahrg. Nr. 42/43) erschien und zur Folge hatte, daß ich bis zum Ausbruch des Krieges alljährlich einige Architektenkarten aus Orta erhielt, in denen mir fremde Kollegen oder Studentengruppen bestätigten, daß meine damalige Begeisterung nicht zu hoch gegriffen habe.

Mein kurzer Besuch hatte aber noch eine andere Folge. In jenem Aufsatze wies ich darauf hin, daß hier die Forschung ein bisher vernachlässigtes Kapitel nachzuholen habe, und als kurz darauf einer meiner Dresdener Studenten mich um eine Doktoraufgabe bat, brauchte ich nicht lange nachzudenken. Paul Goldhardt holte sich durch seine treffliche Monographie über die „Heiligen Berge“ Norditaliens seinen Dokortitel. Er ordnete die historischen Zusammenhänge und nahm vor allem

das reiche Material in vorzüglichen architektonischen Zeichnungen gewissenhaft und feinfühlig auf. Goldhardts Arbeiten stellen nun höchst interessante Zusammenhänge her, welche die historische Seite des kleinen Architekturwunders näher beleuchten.

Orta ist nicht der einzige „Heilige Berg“ am Südrande der Alpen. Nicht weit entfernt, inmitten des Gebirges der Valsesia, liegt ein wenige hundert Einwohner zählender Ort Varallo; die Kunstgeschichte nennt ihn ab und an, weil hier schöne Wandmalereien gesehen werden können; sie müßte ihn eigentlich nennen als Ursprungsort der eigentümlichen kunsthistorischen Erscheinung der „Heiligen Berge“. Denn die sind etwas ganz anderes, wie etwa jene Kalvarienberge, auf denen die Stationen des Leidens Christi dargestellt werden, sie sind eine neuartige Form des Denkmals, oder man könnte sie auch monumentale Ausbildungen einer plastischen Chronik nennen.

Der Keim geht bis in das Jahr 1481 zurück. In diesem Jahre kehrte ein Franziskanermönch, Bernardino Caimi, aus Palästina zurück; er kam, das Herz voll Scham über den Zustand, in dem er die christlichen Glaubensstätten im Heiligen Lande gefunden, und diese Scham hatte sich zu dem Entschluß verdichtet, statt des entehrten alten Jerusalem ein neues Jerusalem mitten in der Christenheit zu bauen, ein Jerusalem so gestaltet und so bewohnt, wie seine heilige Phantasie es sich als Ideal vorstellte. Zu diesem phantastischen Plane wählte er sich einen Hügel bei Varallo und legte hier 1491 den Grundstein zum Heiligen Grabe. Und nun begann er, von dem Kloster aus, das am Fuße des Berges lag, zu bauen, bis ihn 1509 der Tod abrief.

Sein Plan ging ins Große: wir sehen heute in Varallo eine Stadt von nicht weniger als 44 Bauten, die sozusagen bewohnt ist vom Heiland und seinen Genossen. Caimi hat diese Bauten längst nicht alle selber entstehen sehen, aber den Typus hat er doch festgelegt: eine von idealen Figuren bewohnte Idealstadt, in die der Pilger zu Besuch geladen wird. Anfangs übertraf in Varallo die Kunst des Bildhauers, der die Figuren der Kapellen fertigte, bei weitem die des Architekten. Die Bauten waren sehr schlicht und kunstlos. An der inneren Ausmalung dieser Bauten und an den Figuren aber arbeitete seit 1503 der geschäftigste Künstler seiner Zeit, Gaudenzio Ferrari, und schuf hier Proben einer höchst

temperamentvollen Kunst. An die Stelle ungelenkter, vor 1503 gemachter Versuche mit Holzfiguren setzte er seine lebensvollen Terrakotta-gestalten.

Der künstlerische Zug, der dadurch in die frommen Pläne des Mönches hereinkam — es wird behauptet, daß er dem Einfluß Lionardos zu danken sei — griff dann allmählich auch auf die Architektur über: eine der Kapellen wurde von Galeazzo Alessi, dem Meister von S. Maria presso S. Celso in Mailand und der herrlichsten Paläste Genuas, gebaut, und etwas später machte Pellegrino Tibaldi, dessen Bauten in Mailand, Bologna, Novara und Genua zu den besten Werken der Zeit gehören, einen Bebauungsplan, der aber nicht in allen Teilen zur Ausführung gelangte.

Alessi und Tibaldi, die beiden führenden Namen der norditalienischen Spätrenaissance, verbinden sich also mit dem Begriffe dieses „Heiligen Berges“. Es ist ein einfacher Bau, den Alessi schuf, aber in dem Zusammenhang, der uns hier interessiert, zeigt er etwas sehr Bemerkenswertes: wir sehen in ihm den Typus, der für die Reihe der Langhausbauten unter diesen Kapellen der „Heiligen Berge“ das charakteristische Schema gibt. Blicken wir uns aber die kleinen Bauwerke näher an, die in Tibaldis Bebauungsplan eingezeichnet sind, so finden wir, daß hier eine ganze Reihe kleiner Zentralgebilde auftreten, die einen andersartigen Grundcharakter anschlagen. Tibaldi, der Neugestalter des großartigen Zentralbaus von S. Lorenzo in Mailand, einem Bauwerk, das die seltene Form eines pilastergeschmückten Rundtempels für eine Kirche entwickelt, bringt das Problem des zentral entwickelten Baukörpers in die Welt der „Heiligen Berge“ herein.

Wenn man diese Vorgeschichte Ortas kennt, rückt manches erst in die rechte Beleuchtung. Der phantastische Gedanke des Franziskanermönches Gaimi vom „neuen Jerusalem“ zeitigt den zweiten Gedanken, nun auch dem Patron des Ordens, dem heiligen Franziskus, eine ähnliche Huldigung darzubringen, und wenn die Art, wie dies architektonisch durchgeführt ist, an die Namen von Alessi und Tibaldi erinnert, auch ohne daß man Varallo kennt, so erweist sich das nachträglich nicht etwa nur als eine allgemeine Qualitätsbezeichnung, wie man etwa die 15. Kapelle, bloß weil sie besonders schön ist, mit dem Namen Michelangelo

belegt hat. Die Einflußrichtungen beider Männer vermählen sich in Orta zu neuen Gebilden.

Dennoch kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß beide Künstler nicht selber in Orta tätig waren. Die Bauakten zeigen, daß zur Zeit, als die eigentliche Bautätigkeit in Orta begann (1588), Alessi bereits tot war (gestorben 1572) und Tibaldi in Spanien wirkte; letzterer konnte also höchstens Pläne gezeichnet haben. Weit wahrscheinlicher aber ist es, daß wir hier einen neuen, bisher unbekanntem Meister vor uns haben, nämlich den in den Akten mehrfach genannten „padre ingegnere“ Cleto aus Novara. Dieser Architekt steht augenscheinlich unter dem Einfluß Tibaldis, der eines seiner meistbewunderten Werke, San Gaudenzio, in Novara errichtet hat und hier in Cleto einen genialen Schüler gefunden zu haben scheint. Auch der Abt Amicus Canobius, der 1591 den Grundstein zur ersten Kapelle legte, war aus Novara. In der stillen Abgeklärtheit des Klosterlebens faßt ein Meister in den Bauten Ortas die Züge der Zeit zusammen und vereinigt sie zu feinen Neugebildeten von seltener Vollkommenheit.

So wirkt das Genie von Tibaldi schließlich doch von Varallo über Novara nach Orta herein. Aber es wirkt sogar noch beträchtlich weiter: über Orta erstreckt sich sein Einfluß noch auf einen dritten „Heiligen Berg“, der etwas später als Orta und im Wettbewerbe mit diesem schnell berühmt werdenden Unternehmen entstand. Nicht weit entfernt von diesen Stätten, in der Nähe Mailands, erblüht der üppigste und reichste der drei „Heiligen Berge“ in Varese.

Als künstlerischer Eindruck kann er sich mit der lieblichen Poesie Ortas ebensowenig messen wie Varallo. Was uns aber an ihm im gegenwärtigen Zusammenhange interessiert, ist, wie sich hier die baulichen Typen, die in Orta entstanden sind, in sprudelndster Vermannigfaltigung der Motive immer weiter entwickeln in die neue Welt des Barock hinein. Ein Blick auf die Grundrisse der hauptsächlichsten unter den hier errichteten Kapellen lehrt das.

Wieder sehen wir zwei Reihen von Grundtypen, die wir aus Orta bereits kennen, aber ein seltsamer neuer Zwischentypus entsteht, der aus dem Kern eines Rundbaues durch Vor- und Umbauten achsial betonte Gebilde schafft. Endlich aber erblüht auch der zentral entwickelte Bau-

Körper in reichsten Variationen und schöpft gleichsam alle nur erdenklichen motivischen Kombinationen in seinen Lösungen aus. Der Aufriß dieser Bauten zeigt, wie der Architekt in plastischen Bildern baulicher Massen geradezu geschwelgt hat, so daß gegenüber der feinsinnigen Schlichtheit, die Orta seinen künstlerischen Reiz gibt, hier ein anspruchsvollerer Geist vorwaltet, der wohl interessant, aber weniger überzeugend ist.

Der Architekt dieser Bauten ist Bernascone, der als Schüler Sibaldis bekannt ist. Auch in ihm kreuzen sich eigentümlich die Einflüsse Alessis und Sibaldis, aber das für ihn Charakteristische sind die Lösungen, in denen Probleme aufgegriffen und weitergebildet werden, die für Sibaldis Persönlichkeit bezeichnend sind.

So spiegelt sich in diesen „Heiligen Bergen“ mit erstaunlicher Lebendigkeit ein Stück Entwicklung der künstlerischen Zeitgesinnung. Der Fachmann wird den Weg von Renaissance zu Barock in erster Linie betrachten als ein allmähliches Übergehen von Fassadenarchitektur zu Massenarchitektur. Der künstlerische Prozeß, den wir mit den Begriffen „Frührenaissance“, „Hochrenaissance“, „Barock“ bezeichnen, ist, geistig betrachtet, nichts anderes als die allmähliche Eroberung des kubischen Gefühls. Das aber bedeutet nicht nur Massengefühl, sondern auch Raumgefühl: von zweidimensionaler architektonischer Gesinnung dringt man zum dreidimensionalen Empfinden durch. Alle Perioden künstlerischer Entwicklung lassen sich anfassen als ein Kampf um das Verhältnis zum Raum, nirgends aber tritt dieser Kampf um das Raumgefühl und das räumliche Denken deutlicher hervor als in der Entwicklungswelle, die sich zwischen den Begriffen Renaissance und Barock bewegt. Der Wendepunkt in dieser großartigen Wellenbewegung liegt im Zentralbau. In strenger Reinheit schafft die Hochrenaissance in ihm das entscheidende Denkmal für die Entfaltung einer kubisch-schaffenden Phantasie. Aus diesem einfachen Keime entwickelt das Barock tausend neue Schöpfungen.

Nirgends vielleicht können wir diese Entwicklung deutlicher beobachten als an dem reichen Material, das auf den „Heiligen Bergen“ bequem, wie in einer wohlgeordneten Schachtel zusammengehäuft ist. Hier spiegelt sich einer der interessantesten grundlegenden Vorgänge in der Geschichte

der Erweiterung baukünstlerischen Erkennens. Niemand, der künftig über die Entwicklung des Zentralbaues und damit über ein Grundproblem architektonischer Auffassung arbeiten will, wird an den bescheidenen kleinen Werken dieser frommen Berge vorübergehen können.

Und so werden sie zu weit mehr als zu den zufälligen Stätten idyllischer Architektureindrücke. Aber nicht das allein hat mich nach dem Kriege wieder zu den eigentümlichen Eindrücken Ortas zurückgeführt. Unwillkürlich beschäftigt sich die Phantasie mit dem Gedanken, wie der Künstler die Erinnerung an großes Geschehen festzuhalten vermag, und alle Formen, in denen die Menschheit das bisher versucht hat, gehen einem durch den Sinn. Und da taucht hier eine Form auf, die bisher wenig gekannt ist: den Laten von Christus, Franziskus und Maria ist in den Bergen von Varallo, Orta und Varese ein Denkmal gesetzt, wie es durch den Zusammenschluß von Kunst und Natur kaum eindringlicher geschehen kann.

Wenn wir das betrachten, tun wir es nicht in dem Gedanken, als ob wir nachahmend etwas Ähnliches machen könnten, es liegt nur eine allgemeine unbestimmte Anregung darin. Man sieht, daß es die Möglichkeit gibt, zu erzählen wie eine Chronik und doch in enger Verbindung mit Natur und Architektur die Weihe überpersönlicher Gesamtsimmung zu wahren.

Solche unbestimmte schöpferische Anregungen, wie sie von echten Kunstwerken ausstrahlen, weiten den Blick: sie geben einen Maßstab für Ziele und wecken die Stimmung, aus der Künstlerisches geboren wird.

II.

Aus der Kriegszeit

Dieser Scan eines Buches

von **Fritz Schumacher**

wurde im Juli 2018

– mehr als 70 Jahre nach dem Tod von Fritz Schumacher –

(Fritz Schumacher;

Geboren: 4. November 1869, Bremen;

Gestorben: 5. November 1947, Hamburg)

angefertigt von **Jörg Beleites**, Hamburg,
Mitglied der Fritz-Schumacher-Gesellschaft.

Fritz-Schumacher-Gesellschaft e.V.

Vereinigung zur Förderung der Baukultur

c/o Fritz-Schumacher-Institut

<http://fritzschumacher.de/gesellschaft/>

Das Original dieses Buches ist Bestandteil
der **Bibliothek des Fritz-Schumacher-Instituts**
und kann dort eingesehen werden.

Schumacher, Fritz

Rundblicke: Ein Buch Von Reisen Und Erfahrungen.

Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst, 1936.

Signatur: 9.017

Seit 2013 (*und zur Zeit immer noch*)

befindet sich das ***Fritz-Schumacher-Institut***

in den ehemaligen Räumen der HafenCity Universität Hamburg,

Hebebrandstraße 1, Haus B, Raum 12.

<http://fritzschumacher.de/institut/institut/>

Der Scan ist mit OCR-Texterkennung nur teilweise bearbeitet und anschließend optimiert worden.

Wegen der Fraktur-Schrift ist eine Volltextsuche hier leider nicht möglich. (nur bezgl. der
Seitenzahlen)

Hamburg, 23.7.2018 Jörg Beleites

Nachfragen über joerg.beleites@gmx.net

Vergl. auch www.joerg-beleites.de

aus organisatorischen Gründen ist der
Scan dieses Buches in zwei Teile
zerlegt worden:
Dieses ist der **1. Teil** bis Buchseite 100